

1 Zur Lage der Psychoanalyse - eine Einführung

1.1 Über unseren Standort

Da wir uns häufig und ausführlich auf Freuds Werk berufen, möchten wir die Schwerpunkte unserer Auslegungen und unseren Standort kennzeichnen. Unser Rückgriff auf Originalzitate und ihre Auswahl dient mehreren Zwecken: Trotz hervorragender Systematisierungsversuche gilt noch immer, dass man die Psychoanalyse am besten versteht, "wenn man ihre Entstehung und Entwicklung verfolgt" (Freud 1923a, S. 211). Die Aneignung des klassischen Werkes ist die Voraussetzung, um gegenwärtige Probleme der Psychoanalyse begreifen und zeitgemäße Lösungen finden zu können.

In diesem Lehrbuch wird eine **historisch orientierte Systematik** angestrebt. Wir suchen die Quellen auf, die den psychoanalytischen Strom gespeist haben. Wir zitieren, um den Leser mit Entwicklungslinien vertraut zu machen, die zu gegenwärtigen Auffassungen hinführen. Deshalb dienen Zitate als Mittel zum Zweck: Wir rechtfertigen und begründen unsere Meinung, indem wir argumentativ auf Freud zurückgreifen. Gegensätzlichkeiten und Widersprüche in Freuds Werk und ihre Variationen über die Jahrzehnte hinweg bezeugen die Offenheit der Psychoanalyse:

Sie tastet sich an der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehren zurechtzurücken oder abzuändern (1923a, S. 229).

Allerdings wurde durch die psychoanalytische Bewegung, die Freud durch die Gründung der internationalen psychoanalytischen Vereinigung (1910) mit dem Ziel ins Leben gerufen hat, seine Ideen unvergänglich zu machen, die Veränderungsbereitschaft erheblich eingeschränkt (Thomä 2005). In heutiger Interpretation liegt der erfahrungsnahe Gehalt in den nachfolgend zitierten drei Passagen:

In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein **Junktum zwischen Heilen und Forschen**, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische **Seelsorge** treiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde **Einsicht** in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit (Freud 1927a, S. 293f.; Hervorhebungen durch die Autoren).

Die in kurzer Zeit zu einem günstigen Ausgang führenden Analysen werden für das Selbstgefühl des Therapeuten wertvoll sein und die **ärztliche Bedeutung** der Psychoanalyse dartun; für die **Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnis** bleiben sie meist belanglos. Man lernt nichts Neues aus ihnen. Sie sind ja nur darum so rasch geglückt, weil man bereits alles wusste, was zu ihrer Erledigung notwendig war. Neues kann man nur aus Analysen erfahren, die besondere Schwierigkeiten bieten, zu deren Überwindung man dann viel Zeit braucht. Nur in diesen Fällen erreicht man es, in die tiefsten und primitivsten Schichten der seelischen Entwicklung herabzusteigen und von dort aus Lösungen für die Probleme der späteren Gestaltungen zu holen. Man sagt sich dann, dass, streng genommen, **erst die Analyse, welche so weit vorgedrungen ist, diesen Namen verdient** (Freud 1918b, S. 32; Hervorhebungen durch die Autoren).

Ich sagte Ihnen, die Psychoanalyse begann als eine Therapie, aber nicht als Therapie wollte ich sie Ihrem Interesse empfehlen, sondern wegen ihres **Wahrheitsgehalts**, wegen der Aufschlüsse, die sie uns gibt über das, was dem Menschen am nächsten geht, sein eigenes Wesen, und wegen der Zusammenhänge, die sie zwischen den verschiedensten seiner Betätigungen aufdeckt. Als Therapie ist sie eine unter vielen, freilich eine *prima inter pares*. Wenn sie nicht ihren therapeutischen Wert

hätte, wäre sie nicht an Kranken gefunden und über mehr als 30 Jahre entwickelt worden (Freud 1933a, S. 169; Hervorhebung durch die Autoren).

Die Passagen zeigen, dass Freud hier den Bauplan für ein Gebäude entworfen hat, das aus prinzipiellen Gründen und nicht nur deshalb stets unfertig sein wird, weil jeder Analytiker für sich selbst in jeder Analyse Bausteine neu entdeckt, auch wenn diese schon einmal verbaut waren.

Therapie und Wissenschaft

Die drei Thesen enthalten die wesentlichen Bestandteile eines kausalen Therapieverständnisses. Freuds Überlegungen gelten der einen oder anderen Abweichung vom Junktim des Heilens und Forschens: der Analytiker kann sich nicht damit zufrieden geben, therapeutische Erfolge zu erzielen. Er will die Entstehung seelischer Leiden klären, und er will v. a. wissen, wie sich diese in der Therapie verändern – und warum nicht. Die Misserfolge bildeten stets die größte Herausforderung (Kächele 1984). Die Bedingungen von Entstehung und Veränderung sowie das therapeutische Scheitern sind zu untersuchen – so fordert es das Junktim. Auch wenn man Freud zubilligt, dass er sich mit der Feststellung der wohltätigen Wirkung allein durch den Patient und Analytiker zufrieden geben konnte, so müssen wir angesichts der strukturellen Krise der psychoanalytischen Therapie –, fordern, dass diese Wirkung in einem objektivierenden Kontext gestellt wird. Es handelt sich dabei u. E. nicht nur um ein modisches Zeitproblem, das mit dem Stichwort „Evidenzbasierte Medizin“ abgetan werden kann (Porzolt u. Kächele 1999), sondern es handelt um ein fundamentales Problem von Theorie und Praxisverschränkung. Im Gegensatz zu der beliebten Einengung auf ein intersubjektivistisches Extrem, die sich oft ohne jede weitere Begründung auf die narrative Wahrheit stützt, handelt es sich um die Frage der Validität von Aussagen zur psychoanalytischen Theorie der Behandlung. Lässt man dies außer Acht, dann wäre jede analytische Therapie schon Forschung. Online-Forschung – um diesen von U. Moser (1991) geprägten Ausdruck aufzugreifen –, muss das Problem der angemessenen Darstellung einlösen (► Band 2, Kap. 1).

Die Psychoanalyse hatte die symptomorientierte Suggestionstherapie hinter sich gelassen. Ohne Aufklärung zu therapieren und nicht die Anstrengung auf sich zu nehmen, die gewonnenen Erkenntnisse zu verallgemeinern, käme einem Rückfall in gedankenlose Pragmatik oder in "uferloses Experimentieren" (Freud 1933a, S. 165) gleich. Freud äußerte die Sorge, "dass die Therapie die Wissenschaft erschlägt" (1927a, S. 291). Er glaubte, durch strenge (tendenzlose) Untersuchungs- und Behandlungsregeln die besten wissenschaftlichen Voraussetzungen für die Rekonstruktion der frühesten Erinnerungen und mit der Aufdeckung der Amnesie auch optimale therapeutische Bedingungen geschaffen zu haben. (1919e, S. 202). Heute wissen wir, dass die Realisierung des Junktims mehr verlangt, als die plumpe Suggestion zu unterlassen und standardisierten Behandlungsregeln zu folgen. Schon Freud hat gefordert, dass die jeweils günstigsten Änderungsbedingungen in der analytischen Situation hergestellt werden müssen, also eine patientenbezogene Flexibilität notwendig ist (1910d, S. 108). Dieses Spannungsverhältnis zwischen tendenzloser, wissenschaftlicher und therapeutischer Psychoanalyse durchzieht die Geschichte bis zum heutigen Tag. Fast ein Jahrhundert lang wurde die mit der Tendenzlosigkeit aufs Engste verknüpfte Ziellosigkeit geradezu zum Schibboleth der Rechtgläubigkeit.

Exkurs Start

Freud verwendete die Bezeichnung „Schibboleth“ in anderen Zusammenhängen (1914d, S. 101; 1923b, S. 239; 1933a, S. 6). An die ursprüngliche biblische Bedeutung wollen wir erinnern. In Richter 12, Vers 5 wird beschrieben, dass 42.000 Ephraimiter im Jordan ertränkt wurden, weil sie als Bürger dieser Stadt „Schibboleth“ nur als „Sibboleth“ aussprechen konnten und sich dadurch als Feinde der Belagerer beim Verlassen der Stadt verrieten.

Exkurs Stop

Erst vor kurzem wurde diese Haltung von Sandler u. Dreher (1996) als Selbsttäuschung entlarvt. Dies hatte nicht nur ungünstige Auswirkungen auf die Wirksamkeit der Therapie. Psychoanalytiker, die sich dieser Selbsttäuschung nicht unterwarfen, galten entweder in der Bewegung als Außenseiter oder fanden seit den 50er-Jahren eine eigene Heimat außerhalb der IPV. Erst als der damalige „Mr. Psychoanalysis“, Heinz Kohut, die Psychologie des Selbst – eine radikale Neuformulierung – als alternative Schule in der Mitte der nordamerikanischen Psychoanalyse in den 70er-Jahren durchsetzte, fand auch innerhalb der IPV der schon lange herrschende theoretische und therapeutische Pluralismus Anerkennung. Wallerstein hat 1985 beim IPV-Kongress in Montreal die Diskussion um „eine oder viele“ Psychoanalysen eröffnet und zwei Jahre später in Rom seinen Glauben an einen „common ground“ unter viel Widerspruch zum Ausdruck gebracht (Wallerstein 1988, 1990b). Seitdem spürt man allenthalben die Sehnsucht nach Gemeinsamkeit. Statt diese faktisch unübersehbaren Spannungen und Divergenzen innerhalb des Pluralismus durch empirischen Untersuchungen zu prüfen, wird mit dem Bezug auf Freud, dem Gründervater, eine virtuelle Übereinstimmung hergestellt.

Exkurs Start

Wenn es um die Integration Tausender von Psychoanalytikern geht, die außerhalb der IPV ausgebildet wurden und anderen Fachgesellschaften angehören, wird ohne genauere Begründung von Qualitätsdifferenzen ausgegangen, die bei eventueller Aufnahme in die IPV durch zusätzliche Supervisionen oder durch eine erneute Lehranalyse ausgeglichen werden sollen. Die Überwindung nicht empirisch begründeter Qualitätsdifferenzen wird durch beschämende Aufnahme rituale nicht gerade gefördert. Diese Aufnahme rituale vollziehen sich wie die Bewerbungen um die außerordentliche und ordentliche Mitgliedschaft in der DPG, bei denen die Bewerber und Prüfer nur von impliziten, nicht ausformulierten Kriterien der Beurteilung ausgehen. Die Sehnsucht nach Rückkehr in den Schoß der IPV bei einem Teil der Mitglieder der DPG sollte u. E. auch psychoanalytisch untersucht werden. Wie kommt es, dass prominente Mitglieder der DPG sich dem Ansinnen einer Nacherziehung bereitwillig unterziehen, anstatt der IPV ihre eigene Kompetenz anzubieten.

Exkurs Stop

Allen psychoanalytisch orientierten Therapeuten ist gemeinsam, dass sie eine therapeutische Situation herzustellen versuchen, um Einblicke in unbewusste seelische Zusammenhänge gewinnen zu können. Der Gründer der Psychoanalyse hat unterschätzt, welche wissenschaftlichen Anstrengungen der Nachweis der therapeutischen Veränderung und die Klärung der kurativen Faktoren erfordert. Freud glaubte einmal sagen zu können (1909b, S. 339):

Eine Psychoanalyse ist eben keine tendenzlose, wissenschaftliche Untersuchung, sondern ein therapeutischer Eingriff; sie will an sich nichts beweisen, nur etwas ändern.

Diese Gegenüberstellung macht nochmals deutlich, dass von Anfang an eine ätiologieorientierte Forschung und eine therapieorientierte Forschung zusammengespant wurden. Wir können es dem Leser nicht ersparen, deutlich auszusprechen, dass **dieses Unternehmen gescheitert ist**. Zu viele Fragen der Entstehung von Störungen (Ätiologie) bleiben in therapeutischen Prozessen offen. Dem steht nicht entgegen, dass die Klärung der lebensgeschichtlichen Zusammenhänge eine wohltuende therapeutische Wirkung haben kann. Bei der Beachtung der Vergangenheit wird die Zeitlichkeit ernst genommen, ohne die weder die Gegenwart noch die Zukunft gedacht werden kann. Dieser Zusammenhang vertieft das Verständnis der Debatte zur Rolle der Erinnerungsarbeit als therapeutischer Faktor zwischen Fonagy (1999■) und Blum (1999). Die inzwischen sehr zugespitzte Formulierung von Fonagy et al. (2003) „dass der Wiedergewinn des Erinnerungsten kein Teil der therapeutischen Wirkung der Behandlung sei“ halten wir für noch nicht genügend geklärt (S. 842).

In der Therapieforschung geht es seit dem Marienbader Kongress 1936 um die Unterscheidung von Verlauf und Ergebnis und deren Zusammenhang (Bibring 1937). Prozessuale Wirkfaktoren wurden in der Therapieforschung in großer Zahl identifiziert und in einem generischen Modell integriert, das auch für die psychoanalytische Therapie wesentliche Komponenten berücksichtigt (Orlinsky et al. 2004, S. 316). Der Nachweis von Veränderungen zwischen Anfang und Ende einer psychoanalytischen Behandlung und ihr Verhältnis zu den aufrechterhaltenden Bedingungen ist im Einzelfall zu klären. Wie oben bereits erwähnt, hatte der Nachweis **kausaler** Zusammenhänge für Freud Priorität; allerdings müssen wir kritisch zurechtrücken, dass Freud die Unterscheidung von **Nah- und Fernkausalität** nicht ausreichend berücksichtigte. Mit Fern-Kausalität meinen wir den Grundsatz, der die Psychoanalyse begründete und sie gegen die suggestiven Therapien abgrenzte. Diesen erläuterte Freud (1931d) durch eine Anekdote in seiner Stellungnahme zum **Fakultätsgutachten im Prozess Halsmann**. Dieser war wegen der Ermordung seines Vaters angeklagt worden. Der Verteidiger berief sich zur Entlastung seines Mandanten auf den Ödipuskomplex. Zu klären war die ursächliche Beziehung zwischen Ödipuskomplex und – umstrittener – patrizider Täterschaft. Freud stellte fest: Vom Ödipuskomplex bis zur Verursachung einer solchen Tat (oder eines psychopathologischen Symptoms; die Verfasser) sei es ein weiter Weg:

Gerade wegen seiner **Allgegenwärtigkeit** eignet sich der Ödipuskomplex nicht zu einem Schluss auf die Täterschaft (Freud 1931d, S. 542; Hervorhebung durch die Autoren).

An der Stelle des Vtermordes könnte auch eine andere Handlung oder ein Symptom eingesetzt werden. Der diskriminatorische, also spezielle Erklärungswert erhöht sich nur geringfügig, wenn man die Einheitspathologie durch ein Zweiklassensystem (ödipal versus präödipal) ergänzt. Freud illustriert den Grundsatz, dass die "Allgegenwärtigkeit" nichts beweist, folgendermaßen:

Man würde leicht die Situation herstellen, die in einer bekannten Anekdote angenommen wird: Ein Einbruch ist geschehen. Ein Mann wird als Täter verurteilt, in dessen Besitz ein Dietrich gefunden wurde. Nach der Urteilsverkündung befragt, ob er etwas zu bemerken habe, verlangte er, auch wegen Ehebruchs bestraft zu werden, denn das Werkzeug dazu habe er auch bei sich (1931d, S. 542).

Solche Fern-Kausalitäten besagen nicht mehr als der Sündenfallmythos in der Theologie. Von der Idee einer einheitlichen ödipalen oder präödipalen Ätiologie und der auf sie bezogenen Zweiklassentherapie mit der Polarisierung von Beziehung und Deutung (Cremerius 1979) geht wie von allen Annahmen, die das Ach und Weh dieser Welt von einem oder zwei Punkten aus kurieren wollen, eine starke Faszination aus. Die tiefsten Schichten werden hierbei mit den frühesten und wirkungsvollsten pathogenen Faktoren gleichgesetzt, die scheinbar alles erklären.

Ungenügend berücksichtigt wurden die eine Störung aufrechterhaltenden Bedingungen, die wir als Nah-Kausalität bezeichnen. Die psychoanalytische Bedeutung der therapeutischen Beziehung als Umsetzung von Fern-Kausalitäten (vergangenheitsunbewusste Konflikte) in eine Nah-Kausalität des Hier und Jetzt stellt eine psychoanalysespezifische Operationalisierung dar. Deshalb steht in vielen Richtungen der modernen Psychoanalyse das Hier und Jetzt zu Recht im Mittelpunkt. Diese Verklammerung von damals und heute wird in dieser Intensität nur in der Psychoanalyse thematisiert. Dem gegenüber bleibt das Reden von Lerngeschichte in der Verhaltenstherapie ein Lippenbekenntnis (Margraf 2000a,b).

Versucht man die Grundsätze, die in den zitierten drei Thesen enthalten sind, in die Praxis umzusetzen, ist die Psychoanalyse stets im Bau begriffen. Bereits gewonnene Erkenntnisse müssen sich immer wieder neu bewähren. Das Hinabsteigen zu den tiefsten, pathogenen Schichten (Fern-Kausalität) muss sich durch die Lösung der gegenwärtigen Probleme (Nah-

Kausalität) rechtfertigen, die wiederum von tief liegenden und pathogenen Faktoren abhängig sind.

Zusammenhang von Behandlungsdauer und Erfolg

Freuds These ist zu entnehmen, dass Analysen, die sich auf vertrautem Boden bewegen, rascher verlaufen können als solche, die ins Unbekannte vorstoßen. Das handwerkliche Know-how des Analytikers, also die bedeutungsvolle Vermittlung seines Wissens, seiner Fähigkeit und seiner Erfahrung, muss sogar zu einer Beschleunigung der Therapie führen. Das Selbstgefühl des Analytikers darf am vorhersagbaren und erreichten Erfolg ebenso wachsen wie das des Patienten – und so ist es auch. Tatsächlich gibt es viele kurze und erfolgreiche Therapien – sei es hinsichtlich des Behandlungszeitraums, sei es im Hinblick auf die Gesamtstundenzahl –, die nicht als Symptom- oder Übertragungsheilungen abgetan werden können, bei denen also durchaus dauerhafte Veränderungen erreicht wurden. Analysen, die in kurzer Zeit zu einem günstigen Ausgang führen, gelten aber heutzutage nicht besonders viel, und sie sind kaum geeignet, das professionelle Prestige zu erhöhen. Angesichts der sehr positiven Befundlage der psychoanalytisch-psychodynamischen kurzen Therapien (bis ca. 100 Sitzungen), die Leichsenring et al. (2004) in einer in der psychiatrischen Welt renommierten Zeitschrift zusammenfassend dargelegt haben, ist dies mehr als bedauerlich. Eher wird aus der langen Dauer von Analysen auf deren Qualität geschlossen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob die hierbei gewonnenen Erkenntnisse therapeutischen und wissenschaftlichen Kriterien gerecht werden.

Deutungspurismus

Mit dem Werk Freuds können unterschiedliche Auffassungen belegt werden. So ist nicht zu übersehen, dass Freuds therapeutisches und wissenschaftliches Denken auch von der Idee geleitet war, eines Tages zur reinen Deutung und zur Beseitigung jedes anderen Einflusses gelangen zu können. Bedenkt man, welche enormen praktischen und wissenschaftlichen Probleme durch die von Eissler (1958) in der Kontroverse mit Loewenstein (1958) vertretene Utopie des Deutungspurismus gelöst wären, hat man es schwer, sich ihrer Faszination zu entziehen. Auch wir würden ihr gerne erliegen, wenn die Erfahrung uns nicht eines Besseren belehrte. Freud (1919a, S. 187) formulierte in diesem Zusammenhang folgende Fragen:

Genügt das "Bewusst machen des Verdrängten" und die "Aufdeckung der Widerstände"?

Sollen wir es dem Kranken überlassen, allein mit den ihm aufgezeigten Widerständen fertig zu werden?

Können wir ihm dabei keine andere Hilfe leisten, als er durch den Antrieb der Übertragung erfährt?

Es wäre ein Leichtes, diesen Fragen noch weitere hinzuzufügen. Wir können jedoch darauf verzichten, weil uns hier die exemplarische Antwort des Gründers der Psychoanalyse wichtig ist: Es liege durchaus nahe, so beantwortete Freud die aufgeworfenen Fragen,

ihm [dem Patienten] auch dadurch zu helfen, dass wir ihn in jene psychische Situation versetzen, welche für die erwünschte Erledigung des Konflikts die günstigste ist.

In der Standardtechnik wird die Auffassung vertreten, dass sich weitere Überlegungen zur Gestaltung der analytischen Situation erübrigen. Es wird der Anspruch erhoben, durch die festgelegten Regeln die bestmöglichen Bedingungen für die Erkenntnis unbewusster Konfliktanteile geschaffen zu haben. Danach wären bei geeigneten Patienten zusätzliche Hilfen durch flexible Gestaltung der psychoanalytischen Situation überflüssig, weil sich für diese Patientengruppe der äußere Rahmen – Häufigkeit der Sitzungen im Liegen etc. – so gut bewährt hätte, dass sich kritische Überlegungen erübrigten. Tatsächlich ist aber die psychoanalytische Deutungskunst als Kernstück der Technik von vielen Bedingungen

abhängig, deren Vernachlässigung sowohl die Erkenntnisleistung der psychoanalytischen Methode als auch ihre therapeutische Wirksamkeit einschränkt. Diese vernachlässigten Bedingungen sind in dem kürzlich erstmals auftauchenden „Something-more-than-interpretation-Konzept“ der Boston Change Process Study Group unter dem Einfluss des prominenten Säuglingsforschers Daniel Stern rasch populär geworden. Offensichtlich finden sich praktizierende Analytiker in diesem Konzept wieder. Denn von der therapeutischen Wirksamkeit des alltäglichen „going along“ und den seltenen „moments of meeting“ lebt unser Berufsstand.

Modifikationen

Die von Freud geforderten vielfältigen Modifikationen der psychoanalytischen Methode ergaben sich überall dort, wo sich diese im Bemühen um therapeutische Optimierung an die besonderen Gegebenheiten des jeweiligen Patienten oder typischer Patientengruppen anpasste. Während sich die Indikationsstellung bei der Standardtechnik immer weiter einengte und man sich darum bemühte, den für die Methode geeigneten Patienten zu suchen, führte eine flexible Handhabung der Methode zu Modifikationen, die eine breite Anwendung der Therapie ermöglichen. Eine standardisierte Technik macht eine **selektive** Indikationsstellung erforderlich, bei der der Patient sich der Methode anzupassen hat. Die modifizierten Techniken erlauben eine **adaptive** Indikationsstellung (Baumann 1981), bei der die Behandlung sich den Gegebenheiten des Patienten anpasst. Hierdurch wird ein umfassendes Therapieverständnis wiederhergestellt, das einem breiten Spektrum seelischer und psychosomatischer Erkrankungen aller Alters- und Bevölkerungsschichten zugute kommen dürfte. Mit der Zunahme der Lebenserwartung hatte sich auch die von Freud für notwendig erachtete und bereits von Abraham (1920) in Frage gestellte Beschränkung der Indikation zur Psychoanalyse auf das mittlere Lebensalter erweitert. Die Anwendung der psychoanalytischen Methode im Sinne einer adaptiven Indikationsstellung bei älteren Menschen und im hohen Lebensalter ging Hand in Hand mit einer Erweiterung der psychoanalytischen Theorie: Die jeweiligen typischen Krisen und Konflikte der Lebensphasen – der Adoleszenz, des Erwachsenenalters, des mittleren Lebensalters und des Alterns – erhalten im Verständnis der Pathogenese seelischer und psychosomatischer Erkrankungen neben der Kindheitsgeschichte das ihnen gebührende Gewicht (Lidz 1968; Erikson 1970b; Greenspan u. Pollock 1980a,b, 1981; Brazelton u. Cramer 1991; Bürgin 1993). Die adaptive Indikationsstellung bringt selbstverständlich gerade in der Geriatrie eine Modifikation der psychoanalytischen Technik mit sich (Radebold 1982, 1994, 1997; Myers 1991; Pollock u. Greenspan 1998). Wie wir in ► Abschn. 6.6 genauer darstellen, hat sich inzwischen auch in einigen Ländern Freuds Hoffnung erfüllt, dass psychoanalytische Behandlungen durch niedergelassene Analytiker oder in Institutionen allen Bevölkerungsschichten zugute kommen können (Kutter 1992, 1995).

Der Klassik-Begriff

Klassische wissenschaftliche Entwürfe sind nicht wie Monumente unter Denkmalschutz zu stellen. Deshalb hat auch Valenstein (1979) nirgendwo eine überzeugende Definition der "klassischen" Psychoanalyse gefunden. Er macht an den Bedeutungen, die das Wort "klassisch" in Webster's Wörterbuch umfasst, klar, warum sich keine überzeugenden Definitionen der klassischen Psychoanalyse finden lassen. Als "klassisch" gilt eine in sich geschlossene und anerkannte Theorie, Methode oder ein Korpus von Ideen i. Allg. dann, wenn neue Entwicklungen oder die grundlegende Veränderung des Gesichtspunkts den Geltungsbereich verringert haben. Auch die zweite Webster-Definition ist aufschlussreich. Im Rückblick wird jede Form bzw. jedes System so bezeichnet, das im Vergleich mit späteren modifizierten oder radikaleren Formen, die sich aus ihm ableiten, über eine gewisse Zeit hinweg glaubwürdig und gültig blieb. Diese Definition wirft ein Licht auf die Tatsache, dass Freud selbst nur viermal – im Rückblick und eher nebenbei – von der **klassischen** Methode der Traumdeutung gesprochen und auch schon die Modifikationen erwähnt hat: Es stünden uns neben der klassischen Methode, den Patienten zu den Teilstücken des Traumes

assoziiieren zu lassen, noch mehrere andere Wege offen (1933a, S. 10f.). Freud empfiehlt unter anderem, den Träumer zu weisen,

sich zuerst die **Tagesreste** im Traum herauszusuchen. ... Wenn wir diesen Anknüpfungen folgen, haben wir oft mit einem Schlag den Übergang von der scheinbar weit entrückten Traumwelt zum realen Leben des Patienten gefunden (1933a, S. 11).

Hingegen geht die Bezeichnung "klassische Behandlungstechnik" nicht auf Freud zurück, sie wurde anlässlich von Modifizierungen geboren. Bei Taufe und Namensgebung der klassischen Technik stand Ferenczi Pate. Beunruhigt von den Reaktionen namhafter Analytiker und schließlich auch Freuds auf seine Innovationen, die dem Erleben im Vergleich mit dem Erinnern einen bevorzugten therapeutischen Rang gaben, kehrte Ferenczi in einem reumütigen Brief zu "unserer klassischen Technik" zurück (Thomä 1983a). Damit war eine Bezeichnung geboren worden, die sich zu Beginn der 20er-Jahre auf die therapeutisch unzureichende Bevorzugung des erinnernden Rekonstruierens bezog (Ferenczi u. Rank 1924). Welche Formen die klassische Technik in den folgenden Jahrzehnten auch angenommen haben mag, ihrem Geburtsmerkmal ist sie treu geblieben: Sie lebt von der Gegenüberstellung mit Abweichungen, die sich nicht auf empirische Untersuchungen unterschiedlichen Vorgehens anhand gut definierter Abgrenzungskriterien stützen kann. Die Bewunderung, die i. Allg. allem Klassischen gilt, trägt dazu bei, dass Untersuchungen zur Funktion klassischer und neuer Stilelemente im fortschreitenden Ausbau der Behandlungstechnik erschwert werden. Die **neoklassische** Stilform zeichnet sich nicht durch Innovationen aus, sondern durch besonders orthodoxes Befolgen äußerlich definierter Regeln (Stone 1981a).

Zwischen dem klassischen Werk Freuds und jedweder Anwendung besteht ein großes Spannungsfeld. Es ist durch die Probleme der Beziehung zwischen Theorie und Praxis gekennzeichnet, die wir in ► Kap. 10 diskutieren. Die Gefahr, dass praktische Anwendungen nicht den Kern der Ideen des Werkes treffen oder ihrem Wandel zuwiderlaufen, besteht besonders dann, wenn Regeln um ihrer selbst willen befolgt und nicht fortlaufend hinsichtlich ihrer Funktion beim Gewinn von Erkenntnis überprüft werden. Mit diesen Überlegungen begründen wir unseren Sprachgebrauch, um dessen Beachtung wir bitten, wenn wir von "klassisch", "neoklassisch", von "orthodox" etc. sprechen. Da es sich schon in Freuds Sprachgebrauch nicht bewährt hat, ein Vorgehen bei der Traumdeutung als den klassischen Weg auszuzeichnen, verzichten wir darauf, von klassischer Technik zu sprechen, und begnügen uns, Standards bei der Anwendung von Regeln ins Auge zu fassen (Will 2001).

Regelsystem Standardtechnik

Das klassische Werk Freuds ist im Analytiker zwar ideell immer irgendwie repräsentiert, aber es ist nicht so in die Therapie zu transformieren, dass es gerechtfertigt wäre, von **der** klassischen Technik zu sprechen. Unerlässlich ist es hingegen, Regeln zu befolgen und diese zu standardisieren. Die Behandlungsregeln gehen auf Freuds Empfehlungen und Ratschläge zur Technik zurück. Sie sind in der **Standardtechnik** zusammengefasst. Therapeutische und wissenschaftliche Gesichtspunkte führen notwendigerweise zu **Variationen** und **Modifikationen** des Regelsystems – sei es im Interesse typischer Gruppen von Patienten (Hysterie, Phobie, Zwangsneurose, bestimmte psychosomatische Erkrankungen etc.), sei es zum Wohl des Einzelfalles.

- In der **orthodoxen** Technik wird demgegenüber die Zweckmäßigkeit dieser Regeln nicht in Frage gestellt. Bei orthodoxer Technik ergibt sich eine selektive Indikationsstellung dahingehend, dass die Eignung des Patienten zur Analyse durch seine Fähigkeit bestimmt wird, ihren strengen Regeln folgen zu können.
- Am anderen Pol befindet sich die **wilde** Psychoanalyse, die dort beginnt, wo Abweichungen von durchschnittlich bewährten Standards unzureichend begründet werden, und die bei den wildesten Verirrungen und Verwirrungen endet (Freud 1910k). Trotz ihrer indiskutablen Seiten verdient die "wilde" Analyse heute freilich eine differenzierte Betrachtungsweise (Schafer 1985).

Die Literatur über Freuds Praxis (Cremerius 1981b; Beigler 1975; Kanzer u. Glenn 1980) erleichtert die kritische Aufarbeitung der Geschichte der psychoanalytischen Behandlungstechnik. Die Lösung heutiger Probleme kann aber nicht in der naiven Identifizierung mit dem natürlichen und menschlichen Freud gefunden werden, der Patienten notfalls verköstigte, ihnen Geld auslieh oder schenkte. Denn die Erweiterung der Übertragungstheorie hat dazu geführt, auch den Aspekten der Beziehung und ihrer Deutung besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aus unserer Sicht sind wir heute mehr denn je verpflichtet, Freuds Forderung (1927a) einzulösen, die er im Nachwort zur Diskussion über *Die Frage der Laienanalyse* gestellt hat. Dort wurde unterstrichen, dass sich alle praktischen Anwendungen psychologischer Hilfsvorstellungen bedienen sollten und sich an der "wissenschaftlichen Psychoanalyse" ausrichten hätten. Dass hierbei die mit anderen Methoden gewonnenen Forschungsergebnisse auf dem jeweiligen Anwendungsgebiet angemessen zu berücksichtigen sind, versteht sich von selbst. Die wissenschaftliche Psychoanalyse ist gerade bei den nichttherapeutischen Anwendungen auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen (s. hierzu Berman 2005; Carvell 1993; Paul 2005; Schorske 1980).

Ebenso wenig kann der therapierende Analytiker an den heutigen Methoden der psychotherapeutischen Prozess- und Ergebnisforschung vorbeigehen (Lambert 2003). Der springende Punkt ist, was die **wissenschaftliche** Psychoanalyse auszeichnet und kennzeichnet. Als Autoren eines Lehrbuchs der psychoanalytischen Therapie dürfen wir es kompetenten Forschern überlassen, welche praktischen Anwendungen der psychoanalytischen Methode in der Religions- und Kulturgeschichte, in Mythologie und Literaturwissenschaft (s. hierzu Freud 1923a) sowohl den Ansprüchen der wissenschaftlichen Psychoanalyse wie denjenigen des jeweiligen Fachgebietes genügen. Im Bereich der therapeutischen Anwendung der psychoanalytischen Methode ist die Frage, was die wissenschaftliche Psychoanalyse ausmacht, durch den Hinweis auf drei grundlegende Thesen Freuds zu beantworten, auf die wir bereits hingewiesen haben. Je strenger Regeln festgeschrieben werden und je weniger deren Auswirkungen auf die Therapie wissenschaftlich untersucht werden, desto größer wird die Gefahr der Orthodoxie. Dass Rechtgläubigkeit mit wissenschaftlicher Einstellung nicht zu vereinbaren ist, liegt auf der Hand.

Box Start

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass wir schlicht von der psychoanalytischen – oder abgekürzt – von der analytischen Technik sprechen. Hierbei haben wir stets auch die Regeln im Auge, die im Laufe der Jahre standardisiert, d. h. nach einem Muster vereinheitlicht wurden. Praktisches und wissenschaftliches Denken und Handeln ist an Regeln gebunden. Da durch Regeln festgelegt wird, "wie man etwas hervorbringt" (Habermas 1981, Bd. 2, S. 31) ist ihr Einfluss auf die psychoanalytischen Phänomene und ihr Auftreten im therapeutischen Prozess stets zu berücksichtigen. Bestünde nicht die Gefahr, dass die klassische psychoanalytische Untersuchungsmethode mit einigen äußeren Regeln gleichgesetzt wird, wären wir nicht so zurückhaltend bezüglich der Bezeichnung "klassische Technik". Denn auch in unseren Ohren klingt **Klassik** besser als **Standard** (Normalmaß, Durchschnittsmuster). Unsere etwas mühevollen Ausführungen machen deutlich genug, dass es nicht einfach ist, die geistige Tradition handlungstechnisch zu bewahren und selbstkritisch fortzuführen. Stellt man das therapeutische Handeln unter den vorhin zitierten Gesichtspunkt, wie man etwas hervorbringt, dann liegt die Verantwortung bei dem, der Regeln in der einen oder anderen Weise anwendet. Freuds Empfehlungen und Ratschläge sind nicht als festgeschriebene Regeln zu betrachten. Insbesondere sind aus den äußeren Merkmalen keine überzeugenden Definitionen abzuleiten.

Box Stop

1.2 Der Beitrag des Psychoanalytikers als Leitidee

Die Leitidee dieses dreibändigen Lehrbuchs entspringt der Überzeugung, dass der *Beitrag des Analytikers zum therapeutischen Prozess* in den Mittelpunkt gerückt werden sollte. (Ein dritter Band „Forschung“ wird demnächst veröffentlicht.) Systematisch betrachten wir deshalb alles unter diesem Gesichtspunkt – ob es sich um das Agieren des Patienten, um seine Regression, um seine Übertragung oder um seinen Widerstand handelt. Jedes Phänomen, das in der psychoanalytischen Situation spürbar oder beobachtbar ist, wird vom Psychoanalytiker beeinflusst.

Interaktionelles Modell

Der Verlauf der Therapie ist eine vom Einfluss des Analytikers abhängige Größe. Natürlich gibt es noch andere Einwirkungen.

- Da sind zunächst die Bedingungen zur Kenntnis zu nehmen, die im Krankheitsverlauf sowie in der Art der Erkrankung selbst liegen;
- da sind die Lebensumstände, die Schicksale zu nennen, die zur Entstehung einer Erkrankung beigetragen haben, und solche, die fortwährend als neue Auslöser und Verstärker hinzukommen.

Erkrankungen, die seelisch bedingt sind, wachsen unter solchen Umständen weiter, und genau hier liegt die Chance der therapeutischen Beeinflussung im Sinne sich verändernder neuer Erfahrung. Man ist als Analytiker menschlich betroffen und professionell in den dyadischen Prozess einbezogen. Deshalb liegt es nahe, von therapeutisch wirksamer Interaktion zu sprechen. Man benötigt zur vollen Abbildung des therapeutischen Prozesses ein interaktionelles Modell, das auf der Grundlage einer **Dreipersonenpsychologie** zu konzipieren ist (Rickman 1957; Balint 1968). Es verdient festgehalten zu werden, dass sich parallel zum Erscheinen des ersten Bandes (1985) die relationale, intersubjektive Psychoanalyse, zunächst vorwiegend in den USA, durch Mitglieder des William-Alanson-White-Instituts außerhalb der IPV entfaltet hat (Mitchell 1988). Bei uns dürfte sich die relationale, interaktive Einstellung durchaus im Gefolge des *Ulmer Lehrbuchs* entwickelt haben.

Sieht man die ödipalen Konflikte auf der Grundlage einer allgemeinen psychologischen Beziehungslehre, so ist der Dritte immer anwesend – auch bei faktischer Abwesenheit. Die analytische Situation unterscheidet sich durch die Art ihrer Zweierbeziehung mit nur virtueller Anwesenheit des Dritten von jeder anderen Beziehung. Die Auswirkungen dieser methodischen Ausklammerung des Dritten auf Praxis und Theorie der Psychoanalyse sind bisher viel zu wenig bedacht worden. Durch den ungewöhnlichen Entzug können Phantasien nicht nur gefördert, sondern auch inhaltlich geprägt werden, weshalb die psychoanalytischen Theorien immer unter Berücksichtigung der jeweiligen Behandlungstechnik miteinander verglichen werden müssen. Es hängt ganz wesentlich vom Analytiker ab, wie der Dritte (Vater, Mutter oder der ausgeschlossene jetzige Partner) innerhalb der Dyade, die wir zutreffender als "Triade minus eins" bezeichnen möchten, in Erscheinung tritt und wie sich diese zur Triade vervollständigt – oder auch nicht. Neben unvermeidlichen Partnerschaftskonflikten im Laufe von Behandlungen gibt es auch solche, die dadurch bedingt sind, dass die "Triade minus eins" ihre eigenen Probleme mit sich bringt (► Kap. 6).

Gestaltung der therapeutischen Situation

Um wirklich verstehen zu können, was im therapeutischen Prozess geschieht, müssen wir das Verhalten des Analytikers und **seinen Beitrag** zur **Erschaffung** und **Aufrechterhaltung** der therapeutischen Situation untersuchen. Diese programmatische Forderung wurde von Balint (1950) aufgestellt, und sie ist noch kaum eingelöst worden. Nach Modell (1984a) ist sie sogar in Vergessenheit geraten. Zumindest in den meisten kasuistischen Darstellungen kommt der Anteil des Analytikers – was er gedacht und gemacht hat, warum er diese oder jene Interpretation gegeben hat – zu kurz. Unsere Leitidee ist also nicht von überhöhtem

therapeutischem Ehrgeiz getragen, wenn wir mit Freud die Aufgabe des Analytikers darin sehen, die therapeutische Situation so zu gestalten, dass der Patient dort die bestmöglichen Bedingungen für die Lösung seiner Konflikte und ihre unbewusste Verwurzelung findet, um seine Symptome zu verlieren. Wir bekennen uns also dazu, dass wir als Analytiker tief greifend einwirken und Einfluss nehmen müssen. Die Freiheit des Patienten wird hierbei nicht eingeeengt, im Gegenteil: sie wird erweitert, weil er zur kritischen Auseinandersetzung ermutigt wird.

Jede Regel ist daraufhin zu betrachten, ob sie Selbsterkenntnis und **Problemlösung** erleichtert oder erschwert, sodass ihre Modifizierung geboten sein könnte. Daraus ergibt sich, dass wir die Theorie der psychoanalytischen Technik und ihre Regeln nicht als festgeschriebenen Kanon vorstellen. Denn in **jedem Fall** sind diese in ihren Auswirkungen auf die Therapie zu begründen. Wir wählen eine problemorientierte Darstellung, die sich vom Stil des Lehrbuches als präskriptivem Kochbuch entfernt. Man kann z. B. heute die Grundregel nicht mehr in der Vorstellung verschreiben, dass die **freien Assoziationen** sich dann von selbst und unbeeinflusst von anderen Faktoren einstellen. Alle Standardisierungen können erwünschte Wirkungen und unbeabsichtigte Nebenwirkungen negativer oder positiver Art haben, die von Fall zu Fall den therapeutischen Prozess erleichtern oder erschweren.

Theoretische Orientierung

In seinem diagnostischen und therapeutischen Handeln orientiert sich der Analytiker an der psychoanalytischen Theorie als **systematisierter Psycho(patho)logie des Konflikts**. "Menschliches Verhalten – unter dem Gesichtspunkt des Konflikts betrachtet", mit dieser Kurzformel hat Kris (1975 [1947], S. 6) die Psychoanalyse charakterisiert. Darin sah schon Binswanger (1955 [1920]) das wissenschaftsgeschichtliche Paradigma der Psychoanalyse, das in den unscheinbaren Worten Freuds (1916–17, S. 62) enthalten ist:

Wir wollen die Erscheinungen nicht bloß beschreiben und klassifizieren, sondern sie als Anzeichen eines Kräftespiels in der Seele begreifen ...

Die umfassende Bedeutung der psychoanalytischen Theorie liegt darin, dass sie den menschlichen Lebenszyklus vom ersten Tag an unter dem Gesichtspunkt des Konflikts und seiner Auswirkungen auf das Zusammenleben und das persönliche Befinden betrachtet. Definiert man freilich Konflikte und ihre Rolle bei der Entstehung von seelischen oder psychosomatischen Erkrankungen einseitig als **innerseelische** – anstatt auch als zwischenmenschliche – Prozesse, engt man die Reichweite der Theorie ebenso ein wie die ihr zugeordnete Behandlungstechnik.

Trotz Hartmanns (1950, 1955) Warnungen vor "reduktionistischen Theorien" und "genetischen Trugschlüssen" kommt es hierzu immer wieder, besonders bei der Bildung von Schulen. In reduktionistischen Theorien ist es aber nicht nur beliebt, einen Anteil herauszugreifen und ihn an die Stelle des Ganzen zu setzen, sondern wie Freud (1916–17, S. 359) hervorgehoben hat, im Anteil die ganze Wahrheit zu sehen und anderes, "was nicht minder wahr ist, zu bekämpfen". Freud erörtert hier das Problem der Verursachung der Neurosen, und er kommt zur Annahme von Ergänzungsreihen, in deren Mittelpunkt der psychische Konflikt steht. Reduktionistische Theorien sind nicht nur wegen ihrer Unvollständigkeit und Einseitigkeit, sondern v. a. deshalb zu kritisieren, weil sie vorläufige Annahmen für bereits bewiesen ausgeben. Die gleiche Kritik muss auch den Anspruch treffen, die psychoanalytische Theorie repräsentiere die ganze Wahrheit, die es gegenüber Einseitigkeiten zu bewahren oder wiederherzustellen gelte. Freuds Junktimthese macht es erforderlich, an die Komplexität wissenschaftliche Kriterien anzulegen, die notwendigerweise den Wahrheitsanspruch relativieren und die eine These wahrscheinlicher machen als die alternative Annahme oder diese widerlegen. Dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile, gilt auch für die Ergänzungsreihen. Sie führen dem Lernenden die Komplexität der

Entstehung von Konflikten in ihrer Beziehung zur Psychopathologie vor Augen. Wir nennen einige Beispiele:

- Balint hat das einseitige intrapsychische Konfliktmodell und die Ausschließlichkeit kritisiert, mit der Deutung als therapeutisches Mittel reklamiert wird.
- Kohuts Selbstpsychologie hat ihren Ausgangspunkt in Unzufriedenheiten mit der neoklassischen Technik und ihrer theoretischen Basis, den innerseelischen ödipalen Konflikten bestimmter Übertragungsneurosen.

Schulbildungen innerhalb der Psychoanalyse gehen auf vielfältige Unzufriedenheiten und zahlreiche Ursachen zurück, und sie sind von starken Hoffnungen getragen – bis sie sich in neuen Einseitigkeiten verfestigen. Unsere Leitidee vom entscheidenden Beitrag des Analytikers soll die Schulbildung überwinden helfen, indem sie zu einer theoriekritischen Einstellung ermutigt. Wir gehen von Freuds umfassend angelegter Theorie des Konflikts und nicht von den Komponenten **innerseelischer** Konflikte einer bestimmten Patientengruppe aus, wie sie beispielsweise von Brenner (1979b) beschrieben wurden. Diese Einengungen führten zu Gegenbewegungen, wie sie u. a. in Kohuts Selbstpsychologie vorliegt. Der theoretischen Verkürzung des umfassenden Konfliktmodells entsprach die Vernachlässigung der Zweipersonenbeziehung in der Therapie. Stellt man die volle theoretische und praktische Reichweite wieder her, fügen sich die Beschreibungen von Ich- oder Selbstdefekten ohne Schwierigkeiten in die umfassende psychoanalytische Konflikttheorie ein, wie Wallerstein (1983), Modell (1984a) und Treurniet (1983) gezeigt haben. Natürlich kann man nicht bei dieser allgemeinen Feststellung stehen bleiben. Wäre es so, träfe Goldbergs Behauptung (1981, S. 632) zu:

Wenn alles „Konflikt“ ist, dann wird dieser Begriff inhaltsleer („If everything is conflict, conflict is nothing“).

Unbeschadet der Reichweite der psychoanalytischen Konflikttheorie im Hinblick auf die Pathogenese: bei Allgemeinplätzen ist sie nie stehen geblieben. Eine Standortbeschreibung von Smith (2005) der Bandbreite psychoanalytischer Konflikttheorien zeigt die aktuellen Sichtweisen:

Wenn wir auf den gegenwärtigen Gebrauch des Konflikt-Begriffes fokussieren, dann sehen wir verschiedene Schichten in der Geschichte der klinischen Psychoanalyse, die man mit Ablagerungen am Ufer eines Flusses vergleichen kann. Gewiss betrachten einige Psychoanalytiker Konflikt nicht mehr als ein definierendes Merkmal der Analyse und sprechen deshalb auch wenig darüber. Andere schweigen sich darüber aus, da sie, wie die Luft, die wir atmen, dieses Konzept als implizites Konstituens der Arbeit betrachten. Manche Analytiker betrachten Konflikte unter dem Blickwinkel der Strukturtheorie, andere halten an topographischen Konzeptionen fest. Manche orientieren sich eher an bewussteren Aspekten von Konflikten, andere beachten eher tiefere Aspekte (S. 1).

Seit einigen Jahrzehnten wird die pathogene Bedeutung von Konflikten bzw. pathologischen Konfliktlösungen der Defizittheorie seelischer Erkrankungen insbesondere bei so genannten Frühstörungen (Reiche 1991) gegenübergestellt. Frühe Traumatisierungen wirken sich auf die Bewältigung späterer Konflikte negativ aus (Häfner et al. 2001a,b); deshalb sehen wir keinen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Defizit- und der Konflikttheorie (Hoffmann 1986).

Strukturtheorie: Konflikte und Identifizierungen

Durch die psychoanalytische Strukturtheorie waren die ödipalen Konflikte und ihre Auswirkungen auf die Entstehung von Neurosen in den Mittelpunkt gerückt. Diese Einengung auf intra- oder intersystemische Konflikte im Spannungsfeld von Über-Ich, Ich-Ideal, Ich und Es ist indes keine zwangsläufige Folge der psychoanalytischen Strukturtheorie. Wie wir in ► Kap. 4 bei der Diskussion der Beziehung verschiedener Widerstandsformen zu den Abwehrmechanismen genauer zeigen werden, ist die Strukturbildung in Objektbeziehungen

eingebettet. Freud hat in den strukturtheoretischen, in den Ich-psychologischen Schriften den Niederschlag von Objektbeziehungen anlässlich ihrer Verinnerlichung, also die Prozesse der Identifizierung mit beiden Elternteilen während der ödipalen Phase, vorbildlich für andere Identifizierungen – also die präödipalen ebenso wie die der Adoleszenz – beschrieben. Man braucht nur an die grundlegende Aussage Freuds zu erinnern, dass die Identifizierung die früheste Form einer Gefühlsbindung darstelle (1921c, S. 118).

In den letzten Jahrzehnten wurden diese Identifizierungen in der Ich- und Selbstentwicklung innerhalb des strukturtheoretischen Rahmens besonders von Jacobson (1964) während der präödipalen Entwicklungsphase und von Erikson (1970b) in der Adoleszenz beschrieben. Die Beschreibungen von Identifizierungen im Rahmen von ödipalen und präödipalen Objektbeziehungen durch die Ich-psychologische Schule der Psychoanalyse führte aus einem ganz bestimmten Grund nicht zur prinzipiell in der Strukturtheorie angelegten Erweiterung der Psychoanalyse, sondern zur Einengung ihrer Praxis auf das intrapsychische ödipale Konfliktmodell und die Eine-Person-Psychologie der Standardtechnik. Den Grund sehen wir darin, dass sowohl die Objektbeziehungen als auch die aus ihnen resultierenden Identifizierungen – wie überhaupt die gesamte Strukturtheorie – auf dem ökonomischen Prinzip der Triebabfuhr aufgebaut sind. Die Basis der psychoanalytischen Theorie, von der her alles beeinflusst wird, hat Freud von Fechner als Konstanzprinzip übernommen:

... Das Nervensystem ist ein Apparat, dem die Funktion erteilt ist, die anlangenden Reize wieder zu beseitigen, auf möglichst niedriges Niveau herabzusetzen, oder der, wenn es nur möglich wäre, sich überhaupt reizlos erhalten wollte" (Freud 1915c, S. 213).

Demgegenüber stellt Modell (1984a) in einer Vorbemerkung zu seinem Aufsatz "The Ego and the Id: Fifty Years Later" u. E. zutreffend fest:

Objektbeziehungen sind keine Abfuhrphänomene. Freuds Begriff des Triebes als Vorgang, der innerhalb des Organismus entsteht, kann nicht auf die Beobachtung angewendet werden, dass die Bildung von Objektbeziehungen ein Prozess der gegenwärtigen Fürsorge zwischen zwei Personen ist – ein Prozess, der keine Höhepunkte der Abfuhr aufweist. Weiterhin hat der Begriff des Triebes nicht die notwendige Fundierung in der gegenwärtigen Biologie gefunden. ... Ich glaube wie Bowlby (1969), dass Objektbeziehungen ihre Analogie im Attachmentverhalten anderer Arten haben (Modell 1984a, S. 199 f.; Übersetzung durch die Autoren).

Den Abschied von der strukturtheoretischen Konfliktbetrachtung, den Brenner (1994, 2002) in seinem Spätwerk der analytischen Community zumutete, zeigt, wie sehr auch in diesem zentralen Bereich die Theoriebildung in Bewegung gekommen ist. Auch Schafer (2005) verabschiedet sich schon seit längerem von einem eingegengten dichotomen Konfliktbegriff:

Als ein organisierenden Konzept kann der intrapsychische Konflikt am besten als ein Zentrum von Belastung („center of distress“), als eine Sammelstelle („hub“) gesehen werden, welches viele Tendenzen des Patienten anzieht bzw. passieren lässt. Als solches kann das Konfliktkonzept nicht länger auf eine Art und Weise definiert werden, welches klare Kompromissbildungen fördert. Denn was in einem Fall Kompromiss ist, kann in einem anderen Kontext Triumph und in einem weiteren Niederlage sein (S. 52, Übersetzung durch die Autoren).

Psychoanalyse: Hermeneutische Technologie

Eine umfassende psychoanalytische Psychopathologie des Konflikts kann heutzutage von der allgemein akzeptierten Tatsache ausgehen, dass es keine Objektbeziehungsstörungen gibt, die nicht auch mit Selbstgefühlsstörungen einhergehen.

Es empfiehlt sich, der erklärenden psychoanalytischen Theorie, durch welche die Psychopathologie des Konflikts systematisiert wurde, eine Theorie der Therapie als **Systematik der Problemlösung** an die Seite zu stellen. In der Therapie geht es um die Konfliktbewältigung unter günstigeren Bedingungen als denjenigen, die bei der Entstehung

Pate gestanden haben – eine Ausdrucksweise, die wir absichtlich wählen, um die zwischenmenschliche Natur der pathogenen Bedingungen hervorzuheben. Deshalb ist es erstaunlich, dass die Systematik der Problemlösung, zu der der Analytiker aufgrund seines "Änderungswissens", um eine glückliche Wortprägung Kaminskis (1970) aufzugreifen, wesentlich beiträgt, hinter der erklärenden Theorie der Psychoanalyse nachhinkt. Ein plausibles Therapiemodell wie das von Weiss u. Sampson (1986; Weiss 1994), das die Meisterung psychodynamisch wirksam gebliebener alter Traumata im Hier und Jetzt hervorhebt, musste lange auf sich warten lassen. Dabei hatte Waelder (1930) in seiner bedeutenden Arbeit "Das Prinzip der mehrfachen Funktion" hierfür günstige Voraussetzungen geschaffen, indem er die Problemlösung zur umfassenden Ich-Funktion erhoben hat:

Das Ich steht immer Aufgaben gegenüber und ist bemüht, für sie Lösungsversuche zu finden, ... Dementsprechend können also die Vorgänge im Ich als bestimmte Lösungsversuche beschrieben werden; das Ich eines Menschen wird durch ein Anzahl spezifischer Lösungsmethoden charakterisiert (S. 286ff.).

Waelder hat gleichzeitig auf Probleme der psychoanalytischen Deutungskunst hingewiesen und vielleicht überhaupt als erster von der psychoanalytischen Hermeneutik gesprochen.

Unser Therapieverständnis

Unser Therapieverständnis lässt sich aufgrund der bisherigen Ausführungen folgendermaßen umschreiben:

- Die durch Interpretationen geförderte Entfaltung und Gestaltung der Übertragung vollzieht sich innerhalb der besonderen therapeutischen **Beziehung**.
- Durch frühere Erfahrungen sensibilisiert, nimmt der Patient in der Behandlung besonders all das wahr, was aufgrund seiner unbewussten Erwartungen zunächst der Wiederholung und der Herstellung einer **Wahrnehmungsidentität** (Freud 1900a) dient.
- Die analytische Situation ermöglicht dem Patienten dann, durch neue Erfahrungen zu bisher unerreichbaren Problemlösungen zu gelangen. Die Selbsterkenntnis wird durch die Deutungen des Analytikers unter Überwindung unbewusster Widerstände erleichtert, wobei der Patient spontan zu überraschenden Einsichten gelangen kann. Da es sich bei psychoanalytischen Deutungen um Ideen handelt, die im Analytiker entstehen, können sie auch als Sichtweisen, als Ansichten bezeichnet werden.
- Als Einsichten können sie dann beim Patienten eine anhaltende therapeutische Wirksamkeit entfalten, wenn sie seiner kritischen Prüfung standhalten bzw. überhaupt einer "Erwartungsvorstellung", einer inneren Wirklichkeit in ihm entsprechen.
- Dann greifen Einsichten in das Erleben ein und verändern es im Vorgang des Durcharbeitens, der sich im Alltag fortsetzt. Diese Veränderungen werden subjektiv wahrgenommen, und sie sind auch am Verhalten und am Verschwinden von Symptomen nachweisbar.

In dieser Auffassung ist die Forderung enthalten, dass der Wert der psychoanalytischen Methode an den therapeutischen Veränderungen zu messen sei. Nun kann man strukturelle Veränderungen zwar anstreben, aber wegen ungünstiger Bedingungen dieser oder jener Art oft nicht erreichen. Keinesfalls bleibt es dem Psychoanalytiker erspart, über folgende Fragen Rechenschaft abzugeben:

- Wie sieht er den Zusammenhang zwischen der angenommenen Struktur als einer theoretischen Annahme und den Symptomen des Patienten?
- Welche inneren, vom Patienten erlebten, und welche äußeren Veränderungen sprechen für welche strukturellen Veränderungen?
- Wie ist im Hinblick auf die beiden genannten Punkte das therapeutische Handeln zu begründen?

Mit Brenner (1979c, S. 57f.) ist daran festzuhalten, dass die Änderung das Wesentliche des psychoanalytischen Prozesses ist und dass Symptombesserung ein notwendiges, wenngleich keineswegs schon hinreichendes Kriterium für die Stichhaltigkeit einer Deutungsrichtung ist.

Das Wesensmerkmal der psychoanalytischen Technik, **die Deutung**, ist Teil eines komplexen Beziehungsgefüges. Weder ist die Deutung ein Actus purus, ein reines Wirken, noch laufen die Behandlungsregeln für sich nebenher, und überall ist schließlich der Analytiker mit seiner psychischen Realität, mit seiner Gegenübertragung und mit seiner Theorie einbezogen. Von allgemeinen Erkenntnissen zum singulären Fall zu gelangen und umgekehrt, kennzeichnet die Psychoanalyse ebenso wie andere praktische Disziplinen.

Die Notwendigkeit, der Einzigartigkeit jedes Patienten gerecht zu werden, macht die Psychoanalyse in ihrer therapeutischen Anwendung zu einer Kunst, einer "techne", schlicht zu einem Handwerk – einem, das man erlernen muss, um nach den Regeln der Kunst, wie es in der Heilkunde heißt, behandeln zu können und möglichst keinen Kunstfehler zu machen. Die Regeln können hierfür nur als allgemeine Empfehlung dienen. Unbeschadet der Tatsache, dass die Bezeichnung "Technologie" heutzutage einschlägig belastet ist, scheuen wir uns nicht, mit dem psychoanalytisch geschulten Philosophen Wisdom (1956) von "psychoanalytischer Technologie" zu sprechen. Seelenlose Technik und Entfremdung sind eine Sache. Die psychoanalytische "Regel der Kunst" liegt auf einer anderen Ebene des Sinnes von "techne". Psychoanalytiker sind weder "Psychotechniker" noch "Analytiker" in dem Sinne, dass sie die Seele auseinander nehmen und die Synthese (als Heilung) sich selbst überlassen. Wir nehmen solche durch die Bezeichnung "Technologie" ausgelösten Missverständnisse unserer therapeutischen Einstellung in Kauf, denn bei ihrem kunstgerechten Suchen und Finden, bei ihrer Heuristik – bis hin zum Aha-Erlebnis des Patienten – folgen Analytiker bei ihren Deutungen technologischen Prinzipien. Als **hermeneutische Technologie** steht die psychoanalytische Methode in einem komplizierten Verhältnis zur Theorie (► Kap. 10).

Für die psychoanalytische Deutungskunst ist besonders die Kenntnis teleologischer und dramaturgischer Handlungen relevant:

Teleologische Handlungen können unter dem Aspekt ihrer **Wirksamkeit** beurteilt werden. Die Handlungsregeln verkörpern technisch und strategisch **verwertbares** Wissen, das im Hinblick auf Wahrheitsansprüche kritisiert und durch eine Rückkopplung mit dem Wachstum empirisch-theoretischen Wissens verbessert werden kann. Dieses Wissen wird in Form von Technologien und Strategien gespeichert (Habermas 1981, Bd. 1, S. 447; Hervorhebungen im Original).

Selbstverständlich ist bei der Nutzbarmachung dieser Überlegungen für die psychoanalytische Technik zu berücksichtigen, dass zielgerichtete Handlungen, mit denen sich seit Aristoteles philosophische Handlungstheorien beschäftigen (Bubner 1976), nicht auf Zweckrationalität im Sinne Webers einzuschränken sind. Auch wären wir gründlich missverstanden, wenn der Betonung der Veränderung als Ziel der Therapie entnommen würde, es gehe hierbei um festgelegte Zielsetzungen. In der psychoanalytischen Deutungstechnik kann zwar nicht ziellos kommuniziert werden, aber die Ziele bleiben offen, und sie werden durch die Spontaneität des Patienten, durch dessen freie Assoziationen und durch dessen kritische Prüfung der Ideen des Analytikers und ihrer offenen oder latenten Ziele gestaltet. Hierbei ergeben sich neue Wege und Ziele wie von selbst und doch mit innerer Notwendigkeit.

1.3 Theoriekrise

Die Psychoanalyse befindet sich laut A. Freud (1972a) in einer "revolutionär-anarchischen" Lage, die sich u. E. inzwischen noch verschärft hat. Sie schreibt, es gebe kaum einen theoretischen oder technischen Begriff, der nicht von dem einen oder anderen Autor attackiert werde. Dies zeige sich besonders durch Hinweise auf die Kritik an der freien Assoziation, an der Trauminterpretation, die ihre hervorragende Rolle an

Übertragungsdeutungen habe abgeben müssen, sowie an der Übertragung, die nicht mehr als eine spontane Erscheinung im Verhalten und Denken eines Patienten verstanden werde, sondern als ein Phänomen, das durch die Interpretationen des Analytikers herbeigeführt werde (1972a, S. 152). Nicht einmal die Grundpfeiler der psychoanalytischen Praxis – Übertragung und Widerstand – stünden noch auf demselben Platz wie früher (s. auch Holt 1992). Zu diesen essenziellen Bestandteilen der Psychoanalyse stellte Freud fest:

Man darf daher sagen, die psychoanalytische Theorie ist ein Versuch, zwei Erfahrungen verständlich zu machen, die sich in auffälliger und unerwarteter Weise bei dem Versuche ergeben, die Leidenssymptome eines Neurotikers auf ihre Quellen in seiner Lebensgeschichte zurückzuführen: die Tatsache der Übertragung und die des Widerstandes. Jede Forschungsrichtung, welche diese beiden Tatsachen anerkennt und sie zum Ausgangspunkt ihrer Arbeit nimmt, darf sich Psychoanalyse heißen, auch wenn sie zu anderen Ergebnissen als den meinigen gelangt (1914d, S. 54).

Selbstverständlich hat es erhebliche Auswirkungen für Theorie und Technik, wenn einer dieser Pfeiler versetzt wird oder wenn die psychoanalytische Methode sich auf viele verschiedene Pfeiler stützt und stützen muss, um den Erfahrungen ihrer Praxis gerecht zu werden.

Am Übergang in das zweite Jahrhundert ihrer Geschichte herrscht in der Psychoanalyse ein kaum mehr überschaubarer Pluralismus und Subjektivismus. Grundlegende Erkenntnisse, die sich mit den Begriffen Übertragung, Gegenübertragung und Widerstand verbinden, sind zu mehr oder weniger anerkannten Bestandteilen vieler psychotherapeutischer Richtungen geworden.

Dieser konzeptionelle und klinische Pluralismus ist ein Zeichen des Umbruchs und sein Ausmaß ein Novum in der Psychoanalyse. Die Toleranzfähigkeit der Institutionen für die Verschiedenheit, Widersprüchlichkeit und Unvereinbarkeit von Theorien und ihrer praktischen Nutzenanwendung durch Eklektiker hat ein erstaunlich hohes Maß erreicht. Die Anerkennung der Komplexität des Seelenlebens scheint Raum sogar für sich gegenseitig ausschließende Theorien über dieselben Phänomene möglich zu machen. Insofern kann man dem Pluralismus mit Schafer (1990) viel abgewinnen. Diese erstrebenswerte Diversifizierung der psychoanalytischen Praxis darf jedoch nicht bis zum „anything goes“ unverbindlicher philosophischer Offenheit führen (Feyerabend 1983). In behandlungstechnischer Hinsicht sind bezüglich eines pluralistischen Vorgehens Kriterien der Kompetenz anzulegen, von denen ein „nil nocere“ noch das Geringste ist (Tuckett 2005a).

Mit der Expansion sind Demarkierungsversuche noch schwieriger geworden als während der Ausbreitung der psychodynamischen Psychotherapien in den 50er-Jahren. Es ist ein Novum, dass offiziell von **den** Psychoanalysen gesprochen wird und damit Fragen der Koexistenz und der „gemeinsamen Grundlage“ in den Mittelpunkt rücken (Wallerstein 1988). Sechzig Jahre nach Freuds Tod wird die Vielfalt innerhalb und außerhalb der IPV anerkannt. Meinungsverschiedenheiten werden nicht mehr durch Ausschluss gelöst, was zur Gründung vieler unabhängiger Gesellschaften außerhalb der IPV geführt hatte. Der Kampf des Gründers und seiner engsten Schüler um „Einheitlichkeit“ gehört zur Geschichte (Thomä 2004). Die Anerkennung der Vielfalt zwingt die Berufsgemeinschaft, sowohl das Gemeinsame wie die Unterschiede zu klären. Unter neuer Fragestellung sind wir mit dem alten Problem konfrontiert, wie die Theorie(n) das therapeutische Denken und Handeln beeinflussen.

Unseres Erachtens wird das Ausmaß des Pluralismus, der die Psychoanalyse, als Ganzes gesehen, chaotisch erscheinen lässt, von vielen unterschätzt. Wallerstein z. B. sucht und findet in der klinischen Beobachtung verbindliche Gemeinsamkeiten mit Hilfe folgender Argumente:

- Die allgemeinen und schulspezifischen erklärenden Theorien haben metaphorischen Charakter mit fragwürdiger Korrespondenz zu den beobachtbaren Phänomenen. Diesen Metaphern spricht Wallerstein jedoch eine nützliche Funktion zu, den klinischen Daten einen Sinn zu geben, auch wenn es zurzeit noch unmöglich sei, diese

Metaphern in Vergleichsuntersuchungen zu prüfen. In einem gewissen Widerspruch hierzu betont er mit Hinweis auf G. Klein (1976) die Unabhängigkeit der beobachtungsnahen klinischen Theorie, deren Hypothesen ebenso getestet und validiert werden können wie in jeder anderen Wissenschaft.

- Als wesentliche Bestandteile der klinischen Theorie werden Übertragung und Widerstand, Konflikt und Kompromiss genannt. Wallerstein fasst seine Position dahingehend zusammen, dass unsere Interventionen, abgesehen von Unterschieden des Stils und des theoriegetränkten Vokabulars, unsere analytische Methode widerspiegeln und auf eine uns verbindende Theorie über Abwehr, Angst, Konflikt und Kompromiss sowie Übertragung und Gegenübertragung beruhen. Die Methode fördere vergleichbare Beobachtungsdaten trotz bestehender erheblicher theoretischer Differenzen.
- Nun geht Wallerstein noch einen Schritt weiter und nimmt die Schwierigkeit der Majorität praktizierender Analytiker, die Veränderung ihrer Technik im Lauf vieler Berufsjahre in Beziehung zu Änderungen der Theorie zu bringen, zum Anlass, der Methode eine beträchtliche Unabhängigkeit von der Theorie zuzusprechen.

Betrachtet man die aufgeführten Anzeichen tief greifender Veränderungen unter den von Kuhn (1962) aufgestellten wissenschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten, so lassen sich sowohl gute Gründe dafür nennen, dass die Psychoanalyse erst spät in die ihr angemessene normalwissenschaftliche Phase eingetreten ist, wie auch Argumente dafür, dass sich eine Evolution vollzieht oder ein Paradigmenwechsel bevorsteht (Spruiell 1983; Rothstein 1983; Ferguson 1981; Thomä 1977a, 2005). Weit auseinander liegende Auffassungen stehen sich gegenüber. Sie werden durch die Verbundenheit mit dem Werk Freuds zusammengehalten. Aber offensichtlich kann man die Tatsachen von Übertragung und Widerstand anerkennen wie auch andere psychoanalytische Grundannahmen – wie unbewusste seelische Vorgänge, die Einschätzung der Sexualität und des Ödipuskomplexes (Freud 1923a, S. 223) – gutheißen und trotzdem bei der Anwendung der psychoanalytischen Untersuchungs- und Behandlungsmethode zu verschiedenen Ergebnissen gelangen. Daran wird einmal mehr sichtbar, wie kompliziert das Verhältnis der psychoanalytischen Technik zur psychoanalytischen Theorie ist. Die Innovationen hervorbringende Unruhe, die als "Identitätskrise" (Gitelson 1964; Joseph u. Widlöcher 1983) imponiert, hat ihr Pendant in der psychoanalytischen Orthodoxie. Dieses Gegenstück ist als Reaktion auf die tief greifende Kritik innerhalb und außerhalb der eigenen Reihen, als Ausdruck der Besorgnis um die Essentials der Psychoanalyse verständlich, aber als Konfliktlösung ebenso ungeeignet wie irgendeine neurotische Reaktionsbildung. Im Gegenteil: Rigidität und Anarchie bedingen und verstärken sich gegenseitig, weshalb A. Freud (1972a) beide in einem Atemzug genannt hat.

Schwindender Stellenwert der Metapsychologie

Veränderungen und Innovationen kennzeichnen nicht nur die Praxis der Psychoanalyse. Ihr "spekulativer Überbau" (Freud 1925d, S. 58) – die Metapsychologie – ist in den letzten Jahrzehnten ins Wanken geraten. Im Verzicht auf diese Dachkonstruktion, durch die Freud die Psychoanalyse den Naturwissenschaften zuzuordnen versuchte, sehen viele den Beginn einer neuen Ära:

- die einen deshalb, weil nun die psychoanalytische Deutungskunst nach der Befreiung vom angeblichen "szientistischen Selbstmissverständnis" Freuds (Habermas 1968) ihre Angestammte Heimat in den hermeneutischen Disziplinen finden könne;
- die anderen, weil nach dem Verzicht auf die Metapsychologie die beobachtungsnähere klinische Theorie der Psychoanalyse als empirisch prüfbarer Leitfaden der Praxis endlich voll zur Geltung kommen könne.

Indes lassen sich die verschiedenen Stockwerke des psychoanalytischen Lehrgebäudes nicht fein säuberlich voneinander trennen. Denn die Träger der Metapsychologie, im Mauerwerk mehr oder weniger gut sichtbar, durchziehen auch die unteren Stockwerke. Metapsychologische Annahmen sind in der beobachtungsnahen klinischen Theorie enthalten,

und sie beeinflussen das therapeutische Handeln des Analytikers auch dann, wenn er glaubt, völlig unvoreingenommen zuzuhören und sich seiner "Gleichschwebenden Aufmerksamkeit" zu überlassen. Denn:

Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, gewiss nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt (Freud 1915c, S. 210).

Im Gang der sekundären Aufarbeitung seiner Erfahrungen, die er in einer Sitzung oder im Verlauf einer Behandlung gewonnen hat, wird sich der Analytiker auch damit befassen, in welcher Beziehung seine Ideen zur psychoanalytischen Theorie stehen. Diese Aufgabe sah Freud erst dann als erfüllt an, wenn ein seelischer Prozess nach dynamischen, topischen und ökonomischen Gesichtspunkten beschrieben war. Wörtlich heißt es:

Wir merken, wie wir allmählich dazu gekommen sind, in der Darstellung psychischer Phänomene einen dritten Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, außer dem dynamischen und dem topischen den **ökonomischen**, der die Schicksale der Erregungsgrößen zu verfolgen und eine wenigstens relative Schätzung derselben zu gewinnen strebt. Wir werden es nicht unbillig finden, die Betrachtungsweise, welche die Vollendung der psychoanalytischen Forschung ist, durch einen besonderen Namen auszuzeichnen. Ich schlage vor, dass es eine **metapsychologische** Darstellung genannt werden soll, wenn es uns gelingt, einen psychischen Vorgang nach seinen **dynamischen, topischen und ökonomischen** Beziehungen zu beschreiben. Es ist vorherzusagen, dass es uns bei dem gegenwärtigen Stand unserer Einsichten nur an vereinzelten Stellen gelingen wird (1915e, S. 280; Hervorhebungen im Original).

Um die klinische Bedeutung dieser Betrachtungsweise zu kennzeichnen, gab Freud im Kontext eine Beschreibung des Verdrängungsvorgangs bei den drei bekannten Übertragungsneurosen. Da die Verdrängung einer der Grundpfeiler ist, auf denen die Psychoanalyse basiert (1914d, S. 54), wird deutlich, dass für Freud die metapsychologischen Erklärungen grundlegend waren. Es ging ihm bei der Vorbereitung einer Metapsychologie um das Ziel der "Klärung und Vertiefung der theoretischen Annahmen, die man einem psychoanalytischen System zugrunde legen könnte" (Freud 1917d, S. 412). "Soll man nun", so fragen Laplanche u. Pontalis, "alle theoretischen Arbeiten, in denen sich Begriffe und Hypothesen dieser drei Betrachtungsebenen finden, zu den metapsychologischen rechnen, oder ist es angebracht, nur die Werke so zu bezeichnen, die sich grundlegender mit den Hypothesen, die der psychoanalytischen Psychologie zugrunde liegen, befassen oder sie erklären?" (1967, dt. 1972, S. 308). Als metapsychologische Schriften bezeichnen diese Autoren den 1895 geschriebenen und 1950 veröffentlichten *Entwurf einer Psychologie* (1950a), Kapitel 7 der *Traumdeutung* (1900a), *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* (1911b), *Jenseits des Lustprinzips* (1920g), *Das Ich und das Es* (1923b) und den *Abriss der Psychoanalyse* (1940a). Freud suchte also bis zu seiner letzten Schaffensperiode in den metapsychologischen Annahmen, im dynamischen, topischen und ökonomischen Gesichtspunkt, die Grundlagen der psychoanalytischen Theorie. Auf der anderen Seite bewegte sich die psychoanalytische Methode im Bereich der Tiefenpsychologie, und Freuds Entdeckungen ermöglichten systematische Untersuchungen des Einflusses unbewusster seelischer Prozesse auf das menschliche Schicksal und auf die Entstehung von Erkrankungen.

Die analytische Methode und die Sprache der Theorie liegen nicht auf derselben Ebene: Noch im postum veröffentlichten *Abriss der Psychoanalyse* versuchte Freud (1940a), den psychischen Apparat triebökonomisch zu erklären, obwohl er gleichzeitig hervorhob, dass uns all das unbekannt sei, was zwischen den beiden Endpunkten unseres Wissens liege – zwischen den Vorgängen im Gehirn und im Nervensystem und den Bewusstseinsakten. Die Zunahme des Wissens über diese Beziehung würde, so heißt es wörtlich, "höchstens eine genaue Lokalisation der Bewusstseinsvorgänge liefern und **für deren Verständnis nichts**

leisten" (1940a, S. 67; Hervorhebung durch die Autoren). Freud hatte verschiedene Ideen über psychische Zusammenhänge: Stets blieb er, wie Sulloway (1979) gezeigt hat, seiner Jugendliebe treu, indem er körperliche, biologische, zerebrale und neurophysiologische Erklärungen des menschlichen Verhaltens im Grenzbegriff des Triebes und in der Triebtheorie suchte; das tiefenpsychologische Erklärungsmuster orientiert sich hingegen am Sinnzusammenhang, bei dessen Untersuchung man zur Motivationsanalyse gelangt, die wiederum zu unbewussten Ursachen und Gründen führt. Unter Einbeziehung dieser Gründe und Ursachen wird das Verständnis des Sinnzusammenhangs so erweitert, dass bisher als sinnlos Erschienenenes, ja sogar wahnhaftes Erleben und Handeln sinnvoll erklärt werden können.

Jaspers (1948) hat diese Vermischung, die auch die alltagssprachliche Verwendung von Erklären und Verstehen betrifft, das "Als-ob-Verstehen" genannt. Dieses ist in die amerikanische Theoriediskussion durch Rubinstein (1967) eingebracht worden. In der psychoanalytischen Methode ist also das zweifach verwurzelte Erklären in verwickelter Weise mit dem Verstehen verbunden, wobei wir das Als-ob in diesem Fall als Auszeichnung ansehen.

Auf Freuds verschiedene Ideen über psychische Zusammenhänge sind die gewaltigen Spannungen und auch die Widersprüche zurückzuführen, die das Werk durchziehen und in die heutige Theoriekrise einmündeten. Denn mit Hilfe der psychoanalytischen Methode kam Freud zu theoretischen Auffassungen, die er einerseits metapsychologisch zu beschreiben und letztlich auf biologische Prozesse zurückzuführen versuchte, während er zugleich andererseits eine tiefenpsychologische Theorie entwickelte, die methodenimmanent blieb, d. h. die sich auf die Erfahrungen der analytischen Situation stützte, und die ihre Ideen nicht der Biologie und Physik der Jahrhundertwende entnahm. In derselben Schaffensperiode, in der Freud eine metapsychologische Erklärung der Verdrängung mit Rückgriff auf Energiebesetzungen gab, schreibt er in der Arbeit *Das Unbewusste* (1915e, S. 266 f.):

Immerhin ist es klar, dass die Frage, ob man die unabweisbaren latenten Zustände des Seelenlebens als unbewusste seelische oder als physische auffassen soll, auf einen Wortstreit hinauslaufen droht. Es ist darum ratsam, das in den Vordergrund zu rücken, was uns von der Natur dieser fraglichen Zustände mit Sicherheit bekannt ist. Nun sind sie uns nach ihren **physischen** Charakteren vollkommen unzugänglich; keine **physiologische** Vorstellung, kein **chemischer** Prozess kann uns eine Ahnung von ihrem Wesen vermitteln. Auf der anderen Seite steht fest, dass sie mit den bewussten **seelischen** Vorgängen die ausgiebigste Berührung haben; sie lassen sich mit einer gewissen Arbeitsleistung in sie umsetzen, durch sie ersetzen, und sie können mit all den Kategorien beschrieben werden, die wir auf die bewussten Seelenakte anwenden, als Vorstellungen, Strebungen, Entschliefungen u. ä. Ja, von manchen dieser latenten Zustände müssen wir aussagen, sie unterscheiden sich von den bewussten eben nur durch den Wegfall des Bewusstseins. Wir werden also nicht zögern, sie als Objekte **psychologischer** Forschung und in innigstem Zusammenhang mit den bewussten seelischen Akten zu behandeln. Die hartnäckige Ablehnung des **psychischen** Charakters der latenten seelischen Akte erklärt sich daraus, dass die meisten der in Betracht kommenden Phänomene außerhalb der Psychoanalyse nicht Gegenstand des Studiums geworden sind. Wer die pathologischen Tatsachen nicht kennt, die Fehlhandlungen der Normalen als Zufälligkeiten gelten lässt und sich bei der alten Weisheit bescheidet, Träume seien Schäume, der braucht dann nur noch einige Rätsel der Bewusstseinspsychologie zu vernachlässigen, um sich die Annahme unbewusster seelischer Tätigkeit zu ersparen. Übrigens haben die hypnotischen Experimente, besonders die posthypnotische Suggestion, Existenz und Wirkungsweise des seelisch Unbewussten bereits vor der Zeit der Psychoanalyse sinnfällig demonstriert (Freud 1915e, S. 266 f.; Hervorhebungen durch die Autoren).

Der Einfluss Rapaports

Es ist kein Zufall, dass die überall in die klinische Theorie hineinreichende Krise der Metapsychologie manifest wurde, als man die Hypothesenprüfende Forschung systematisch vorbereitete. Bei der klinischen oder experimentellen Nachprüfung von Theorien kann man

nicht von metapsychologischen Spekulationen ausgehen, die ein Gemisch aus weltanschaulich-naturphilosophischen Ideen, tiefgründigen metaphorischen Aussagen über den Menschen sowie genialen Beobachtungen und Theorien über die Entstehung seelischen Leidens enthalten. Zu den großen Wegbereitern des Klärungsprozesses gehört David Rapaport, der die psychoanalytische Theorie systematisierte und ihre Praxis wissenschaftlich zu begründen versuchte. In dem sein enzyklopädisches Wissen komprimierenden Buch *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie* hat Rapaport (1960) das bestehende System metapsychologischer Annahmen so ausgearbeitet, dass dessen Schwächen sichtbar wurden. Er selbst hat dies fast beiläufig anhand des von ihm als gering eingeschätzten Überlebenspotenzials einiger zentraler Begriffe erwähnt (Rapaport 1960, S. 128). Rapaport u. Gill (1959) erweiterten die Metapsychologie um die genetischen und adaptiven Gesichtspunkte, die in Freuds Schriften impliziert und bereits von Hartmann et al. (1949) und Erikson (1959) ausgearbeitet worden waren. Es liegt auf der Hand, dass genetische, d. h. entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweisen ebenso wie die Adaptation psychosoziale Momente enthalten, die von den biologischen Annahmen des ökonomischen Prinzips weit entfernt sind.

Als Rapaports Mitarbeiter und Schüler nach dessen Tod Rückblick hielten und ihre originellen wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzten, wurde offensichtlich, dass bei der Überführung metapsychologischer Konzepte in überprüfbare Theorien tief greifende Veränderungen notwendig sind. So schlug der Herausgeber des Gedächtnisbandes, Holt (1967a), den Verzicht auf die Energiebegriffe wie Besetzung, Libido usw. und auf die explanatorischen Termini Ich, Über-Ich und Es vor (Gill u. G. Klein 1964). Unter den schärfsten Kritikern der Metapsychologie befinden sich nicht wenige Mitarbeiter Rapaports – z. B. Gill, G. Klein und Schafer. Es ist töricht, deren Abwendung psychoanalytisch zu deuten. Solche Argumente ad hominem verdecken die weitere Klärung der sachlichen Gründe, die dazu geführt haben, dass Rapaports umfassendes Werk eine neue Epoche einleitete. Die fruchtbaren Auswirkungen seines Systematisierungsversuchs sind darin zu sehen, dass die klinische empirische Forschung gefördert wurde, wozu ganz wesentlich namhafte Analytiker aus der Schule Rapaports (z.B. Gill, Holt, Luborsky, Spence, Rubinstein, Dahl) beigetragen haben. Die metapsychologischen Erklärungen lagen, das hatte sich nun gezeigt, jenseits der Reichweite der psychoanalytischen Untersuchungsmethode. Denn die Richtigkeit der Metapsychologie lässt sich mit Hilfe der psychoanalytischen Untersuchungsmethode nicht nachweisen, soweit sich das ökonomische Prinzip auf zentralnervöse Vorgänge bezieht, die nur neurowissenschaftlichen Methoden zugänglich sind. Dass die metapsychologischen Gesichtspunkte trotzdem das therapeutische Handeln über Jahrzehnte so stark beeinflusst haben, hängt damit zusammen, dass viele Begriffe metaphorisch verwendet werden. Diese Metaphorik füllt die klinische Theorie der Psychoanalyse. Es wurden nun Versuche unternommen, verschiedene Ebenen der Theoriebildung hinsichtlich ihrer klinischen und experimentellen Prüfbarkeit zu unterscheiden.

Der Einfluss Waelders

Als Antwort auf die Kritik von Philosophen im Rahmen des ersten bedeutenden Symposiums zur philosophischen Grundlegung der Psychoanalyse (Hook 1959) skizzierte Waelder (1962) verschiedene Ebenen der psychoanalytischen Theorie und ihrer Begriffsbildung:

- Daten der Beobachtung. Das sind die Daten, die der Psychoanalytiker von seinem Patienten erfährt und die in der Regel anderen nicht zugänglich sind. Diese Daten bilden die Stufe der Beobachtung. Sie werden dann das Ziel von Deutungen hinsichtlich ihrer Verbindung untereinander und ihrer Beziehung zu anderen Verhaltensweisen oder bewussten und unbewussten Inhalten. Hier bewegen wir uns auf der Ebene der **individuellen klinischen Deutung** (individuelle "historische" Deutung, Freud 1916–17, S. 278).
- Ausgehend von den individuellen Daten und ihren Interpretationen werden Verallgemeinerungen vorgenommen, die zu bestimmten Aussagen in Bezug auf

Patientengruppen, Symptomformationen und Altersgruppen führen. Dies ist die Ebene der **klinischen Verallgemeinerung** (Freuds typische Symptome).

- Die klinischen Deutungen und ihre Verallgemeinerungen erlauben die Formulierung von theoretischen Konzepten, die auch in den Deutungen schon enthalten sein können oder zu denen die Interpretationen führen, wie z. B. Verdrängung, Abwehr, Wiederkehr des Verdrängten, Regression usw. Hier haben wir die **klinische Theorie** der Psychoanalyse vor uns.
- Jenseits dieser klinischen Theorie befinden sich, ohne dass man eine scharfe Grenze ziehen könnte, abstraktere Konzepte wie Besetzung, psychische Energie, Eros, Todestrieb: die psychoanalytische Metapsychologie. Besonders in der Metapsychologie bzw. auch hinter ihr liegt Freuds persönliche Philosophie (s. hierzu Wisdom 1970).

Das Schema macht eine Hierarchie der psychoanalytischen Theorien sichtbar, deren wissenschaftstheoretische Bewertung einen recht unterschiedlichen empirischen Gehalt trifft.

Waelder misst den aufsteigenden Abstraktionsebenen eine abnehmende Bedeutung für die psychoanalytische Praxis zu. Wäre dem so und könnte die klinische Theorie von den metapsychologischen Annahmen getrennt und als unabhängiges System betrachtet werden, wäre die Theoriekrise gut einzugrenzen. In Wirklichkeit ist es nicht leicht auszumachen, welche Ideen zum spekulativen Überbau gehören und welche unerlässlich sind, um den Beobachtungen einen Zusammenhang zu geben – sei es nun im Sinn des Verstehens oder des Erklärens. Die psychoanalytische Untersuchungsmethode ist besonders auf die Erkenntnis unbewusster seelischer Prozesse gerichtet. Die Beobachtung der Auswirkung vorbewusster und unbewusster Wünsche und Absichten in Fehlhandlungen und Symptomen – die Wiederkehr des Verdrängten – gehört zur untersten Ebene des Gebäudes ebenso wie zu einer höheren Etage. Der Analytiker schaut aber nicht vom oberen Stockwerk hinunter, sondern er benützt den einen oder anderen dort von Waelder untergebrachten metapsychologischen Gesichtspunkt auch zu ebener Erde. Der topisch-strukturelle Gesichtspunkt, die Einteilung des psychischen Apparates in Unbewusstes, Vorbewusstes, Bewusstes, in Es, Ich und Über-Ich, kann als Beispiel dafür dienen, dass die Etagen durch Treppen miteinander verbunden sind, die in beiden Ebenen, von unten nach oben und umgekehrt begangen werden.

Die Auffassung Waelders muss mit Farrell (1981) korrigiert werden, der die Beziehung zwischen den unteren und den oberen Ebenen der Theorie ("low and high level") dadurch gekennzeichnet hat, dass er die **Funktion** psychoanalytischer Begriffe janusgesichtig nannte. Er erläutert die notwendigerweise doppelgesichtige Funktion von Begriffen auf allen Etagen durch die folgende Beschreibung: Bei der täglichen Arbeit benutze der Analytiker die Begriffe nicht dazu, Einzelheiten des psychischen Apparates zu erfassen. Er bemühe sich darum, die Mitteilungen des Patienten zu ordnen. Solange funktionierten die Begriffe auf der unteren Theorieebene. Aber wenn er theoretisch denke, benütze der Analytiker Begriffe wie Regression und Verdrängung, um zu klären, wie der seelische Apparat eines Patienten funktioniert. Zur unteren Ebene gehören nach Farrell einfache Aussagen über einen Zusammenhang von der Art: Wenn eine Person eine Frustration erleidet, neigt sie zur Regression auf eine frühere Entwicklungsstufe. Als Muster für die Verdrängung wird die Beobachtung eines regelmäßigen Zusammenhangs von Sexualängsten erwachsener Patienten mit vergessenen (verdrängten) kindlichen Erfahrungen und deren Wiederbelebung in der Therapie genannt. Mit Hilfe solcher Generalisierungen ordnet der Analytiker die Mitteilungen (das Material) des Patienten. Diese ordnende Feststellung von Zusammenhängen enthält "schwache Erklärungen":

Wenn der Analytiker sich aber mit Erklärungen darüber befasst, wie und warum überhaupt diese Phänomene (das Material) produziert werden, dann benützt er Regression und Verdrängung, um die Bedingungen in dem System zu spezifizieren und zu beschreiben, auf welche sich diese Begriffe

beziehen. Dann haben diese Begriffe eine Funktion auf höherer Theorieebene (Farrell 1981, S. 38; Übersetzung durch die Autoren).

Schon auf der unteren Ebene der Beobachtung sind die Begriffe also doppelgesichtig, weil sie in einem funktionalen Zusammenhang stehen, der sich nach unten im fiktiven Grenzbegriff des Triebes im Unbewussten verliert. Man kann allerdings bei der beschreibenden Feststellung der **beobachtbaren Abfolge** von Ereignissen die an die Phänomene herangetragene **Idee des Zusammenhangs** dann vernachlässigen, wenn es um die reine Registrierung von Daten geht. So sind zwar Assoziationsstudien von der Idee geleitet, dass es zwischen den Elementen Zusammenhänge gibt, aber bei der Datensammlung geht es zunächst nur darum, die Abfolge der Einfälle vollständig zu protokollieren. Auch in der psychoanalytischen Situation sind Beobachtungen deskriptiv zu erfassen.

Ausweg aus der Theoriekrise

Da sich mit der Metapsychologie in den Augen vieler Analytiker der naturwissenschaftliche Status der Psychoanalyse als erklärende Theorie verbindet und ein kausaler Ansatz der Therapie beansprucht wird, ist der Psychoanalytiker von der Krise als Wissenschaftler wie auch als Therapeut betroffen. Als Ausweg bietet sich an, ganz auf erklärende Theorien zu verzichten und sich mit der psychoanalytischen Deutungskunst, die in der Praxis den großen Raum einnimmt, zu begnügen. Die Gegenüberstellung der verstehenden Geistes- und Humanwissenschaften und der erklärenden Naturwissenschaften, die im deutschen Sprachraum seit Dilthey und Rickert geläufig ist, und die Hartmann (1927) bezüglich der Psychoanalyse zugunsten der Naturwissenschaften geklärt zu haben glaubte, wurde im angloamerikanischen Sprachraum nun neu aufgelegt. In England wurde der Historiker Collingwood (1946) durch die Veröffentlichung von Klauber (1968) zum Gewährsmann einer verstehenden Psychoanalyse, für die auch Home (1966) plädiert hatte. In den USA und Kanada wurde frühzeitig das Werk des französischen Philosophen Ricoeur (1969) rezipiert, der Freud als Hermeneutiker vorstellte. Aus dem Buch von Habermas (1968) *Erkenntnis und Interesse* wurde der Satz vom "szientistischen Selbstmissverständnis", dem Freud anheim gefallen sei, bei uns zum Schlagwort. Habermas bezog sich hierbei auf die metapsychologischen Erklärungen, ohne in Abrede zu stellen, dass der Psychoanalytiker eine erklärende Theorie ebenso benötige wie Generalisierungen, um tiefentherapeutisch arbeiten, d. h. deuten zu können.

Exkurs Start

Exkurs zur Hermeneutik

Um dem Leser den Zugang zu den hier diskutierten Problemen zu erleichtern, entnehmen wir einer früheren eigenen Arbeit (Thomä u. Kächele 1973, S. 208ff.) einige Anmerkungen zur Hermeneutik. Die Bezeichnung leitet sich von dem griechischen Wort "hermeneuo" ab ("ich bezeichne meine Gedanken durch Worte, ich lege aus, deute, erkläre, dolmetsche, übersetze"). Nicht selten wird angenommen, dass auch eine etymologische Beziehung zwischen Hermeneutik und Hermes besteht; denn Hermes, der Gott des Handels, hatte als Bote der Götter Aufgaben eines Dolmetschers, er hatte ihre Botschaften zu übersetzen. Die Verbindung von Hermes und Hermeneutik beruht auf einer zufälligen Ähnlichkeit der Wörter, die etymologisch verschiedene Ursprünge haben. Hermeneuo ist auf eine Wurzel zurückzuführen, die soviel wie sprechen bedeutet. Die Bezeichnung Hermeneutik wurde im frühen 17. Jahrhundert für das Verfahren, Texte zu interpretieren, geprägt (eine Kunstlehre der Auslegung von Texten). Die Entwicklung der Hermeneutik wurde wesentlich durch die Exegese der Bibel beeinflusst. Die Auseinandersetzung der Theologen mit der Kunstlehre der Hermeneutik dokumentiert sich u. a. auch in dem Schleiermacherschen Prinzip, dass man gewöhnlich zunächst kein Verstehen, sondern eher ein Missverstehen erziele, wodurch sich das Problem des Verstehens als ein Thema der Epistemologie (Wissenslehre und

Erkenntnistheorie) darstellte: Wir müssen bereits etwas wissen, d. h. ein Vorverständnis haben, um etwas untersuchen zu können.

Die klarste Ausprägung erhielt der hermeneutische Ansatz in den Geisteswissenschaften, den Textinterpretierenden Philologien. Ihre Grundfrage ist: Welchen Sinn, d. h. welche Bedeutung, hatte und hat dieser Text? Von der philologischen, theologischen und historischen Hermeneutik führt eine Linie zur verstehenden Psychologie. Die Forderungen des Sich Einfühlens, Sich Hineinversetzens – in den Text oder in die Situation des anderen – verbindet die verstehende Psychologie mit den Geisteswissenschaften. Die Erlebnisse des anderen nachzuvollziehen, ist auch eine der Voraussetzungen, die den psychoanalytischen Behandlungsverlauf ermöglichen. Introspektion und Empathie sind wesentliche Merkmale der sich ergänzenden technischen Regeln der "freien Assoziation" und der "Gleichschwebenden Aufmerksamkeit". Der Satz: "Jedes Verstehen schon ist eine Identifikation des Ichs und des Objekts, eine Aussöhnung der außerhalb dieses Verständnisses Getrennten; was ich nicht verstehe, bleibt ein mir Fremdes und Anderes" könnte, in zeitgemäßes Deutsch übertragen, von irgend einem Psychoanalytiker stammen, der sich mit dem Wesen der Empathie befasst (s. z. B. Greenson 1960; Kohut 1959). Der zitierte Satz stammt von Hegel (s. Apel 1955, S. 170). Kohut (1959, S. 464) betont, dass Freud Introspektion und Empathie als wissenschaftliche Instrumente für systematische Beobachtungen und Entdeckungen nutzbar gemacht habe. Die Interpretation beginnt dort, um mit Gadamer zu sprechen,

... wo sich der Sinn eines Textes nicht unmittelbar verstehen lässt. Interpretieren muss man überall, wo man dem, was eine Erscheinung unmittelbar darstellt, nicht trauen will. So interpretiert der Psychologe, indem er Lebensäußerungen nicht in ihrem gemeinten Sinn gelten lässt, sondern nach dem zurückfragt, was im Unbewussten vor sich ging. Ebenso interpretiert der Historiker die Gegebenheiten der Überlieferung, um hinter den wahren Sinn zu kommen, der sich in ihnen ausdrückt und zugleich verbirgt (1965, S. 319).

Gadamer scheint hier einen psychoanalytisch tätigen Psychologen im Auge zu haben; seine Beschreibung kennzeichnet die tiefenpsychologische Fragestellung. War es doch gerade das Unverständliche, das scheinbar Sinnlose psychopathologischer Phänomene, das durch die psychoanalytische Methode auf seine Entstehungsbedingungen zurückgeführt und verstanden werden konnte. Nun ist es mehr als ein nebensächliches Detailproblem, dass nach Gadamer das verstellte oder verschlüsselte Schreiben eines der schwierigsten hermeneutischen Probleme aufwirft. Wahrscheinlich gerät hier die philologische Hermeneutik an eine ähnliche Grenze, wie sie auch von der nur verstehenden Psychologie – weil ihr eine erklärende Theorie fehlt – nicht überschritten werden kann. Nicht zu übersehen ist ein grundlegender Unterschied: Psychoanalytische Deutungen beziehen sich nicht auf einen Text, sondern auf das Erleben eines leidenden Menschen mit therapeutischer Zielrichtung. Was dabei herauskommt, hat zwei Autoren, die im Entstehungsprozess beide präsent sind. Diese „Autorenpräsenz“ muss sich nach Meyer im Interaktionsbericht niederschlagen (Meyer 1990).

Exkurs Stop

Metapsychologie und Theoriekrise

Die Einschätzung der Theoriekrise und ihrer Ausdehnung über die verschiedenen Stockwerke hinweg hängt ganz wesentlich davon ab, welche Position man der Metapsychologie zuschreibt. Provokative Titel vermitteln einen Eindruck von der brisanten Diskussion:

- "Die Metapsychologie ist keine Psychologie", argumentiert Gill (1976, dt. 1984).
- "Zwei Theorien oder eine?", unter diesem Thema kritisiert G. Klein (1970) die Libidotheorie.
- "Metapsychologie, wer braucht sie?", fragt Meissner (1981).

- Frank (1979) scheint in seiner ausführlichen Besprechung der Bücher von G. Klein (1976), Gill u. Holzman (1976) und Schafer (1976) der Resignation zumindest im Titel nahe zu kommen: "Zwei Theorien oder eine – oder keine?".
- Modell (1984b) beantwortet die Frage "Gibt es die Metapsychologie noch?" mit einem "Jein": die charakteristischen metapsychologischen Gesichtspunkte seien irreführend und deshalb aufzugeben. Was Modell von der traditionellen Metapsychologie übrig lässt, ist ihre weitgehend inhaltsleere Idee.
- Schließlich glaubt Brenner (1980), die Verirrungen und Verwirrungen seiner Kollegen durch seine Exegese der einschlägigen Texte Freuds klären zu können, indem er feststellt, dass die Metapsychologie mit Freuds Theorie unbewusster Prozesse und mit der ganzen Tiefenpsychologie gleichzusetzen sei (S. 196).

Freuds metapsychologische Schriften lassen verschiedene Auslegungen zu, von denen in den gegenwärtigen Kontroversen ausgegangen wird (Schmidt-Hellerau 1995; Thomä 2003). Der Rückgriff auf die Exegese Freuds steht immer noch am Anfang jeder ernsthaften psychoanalytischen Diskussion. Aber jene kann nicht das letzte Wort haben. Aus unseren Ausführungen dürfte deutlich geworden sein, dass die Theoriekrise die psychoanalytische Methode deshalb trifft, weil es um die Frage geht, welche Ideen an das Material herangetragen werden und inwieweit diese das Verstehen und ggf. auch das Erklären fördern. Im Zusammenhang seiner Entdeckungen – im "context of discovery" – machte Freud aufgrund seiner Ideen aus der Beobachtung hysterischer Anfälle und anderer psychopathologischer Syndrome eine neue Erfahrung. Dann entwickelte er eine Methode, um seine Ideen anhand weiterer Beobachtungen überprüfen zu können. Niemand kann ohne Theorie handeln: "Wenn man mit einem Problem konfrontiert ist, muss man zuerst eine Theorie haben." Diesen Satz entnehmen wir einem bedeutenden Beitrag Wisdoms (1956, S. 13; Übersetzung durch die Autoren), der an dieser Stelle deutlich macht, dass die verschiedenen Techniken der Psychoanalyse durch Theorien hervorgebracht wurden.

Hypothesen zur Metapsychologie

Die Beantwortung der aufgeworfenen brisanten Fragen hängt selbstverständlich davon ab, was die Autoren unter Metapsychologie verstehen und wie sie Freuds diesbezügliche Textstellen interpretieren. Nach eigenen Studien kommen wir zu dem Ergebnis, dass Rapaport u. Gill (1959) in ihrer Interpretation der Metapsychologie und ihrer Stellung in Freuds Werk gerecht werden. Die verschiedenen metapsychologischen Gesichtspunkte wurden gleichrangig behandelt. Später wurde besonders von Gill (1976) dem ökonomischen, also dem biologischen Erklärungsansatz Freuds, die zentrale Position zugeschrieben. Die Meinungsverschiedenheiten darüber haben verschiedene Ursprünge. Zum einen lassen sich diesbezügliche Textstellen unterschiedlich interpretieren. Zum anderen haben alle metapsychologischen Gesichtspunkte in der Anwendung durch Analytiker natürlich auch eine irgendwie geartete Beziehung zum Erleben des Patienten. Insofern ist die Metapsychologie auch Psychologie. Schließlich scheinen der dynamische und der topische Gesichtspunkt dem Erleben und den menschlichen Konflikten näher zu liegen als die ökonomischen Vorstellungen über nichterlebbare quantitative Prozesse. Diese Ausgestaltung der Metapsychologie täuscht u. E. aber darüber hinweg, dass Freud nicht nur stets dem ökonomischen Gesichtspunkt die Treue hielt, sondern auch die Theorie vom Trieb und von der Biologie her aufzubauen versuchte und in quantitativen Faktoren auch die zukünftige Lösung offener Probleme erwartete. So kam es zum "falschen Gebrauch quantitativer Begriffe in der dynamischen Psychologie" (Kubie 1947).

Wenn man freilich die Metapsychologie ihres speziellen Inhalts entleert, wie dies Meissner tut, kann alles beim Alten bleiben. Er distanziert sich von den metapsychologischen Gesichtspunkten und sieht in ihnen nichts anderes als eine Leitidee, die jeder Wissenschaftler neben einer Methode benötigt – eine unbestreitbare Binsenwahrheit. Auch Modell entkleidet Freuds Metapsychologie ihrer physikalistischen Merkmale. Er sieht in der Hexe, als welche Freud die Metapsychologie einmal bezeichnete, das Sinnbild fruchtbaren Spekulierens und

Phantasierens. "Ist dies die Art, mit Hexen umzugehen?", muss man da mit Mephisto (*Faust I*, "Hexenküche") fragen. In welchem Zusammenhang hat Freud Rat beim Hexeneinmaleins gesucht? Er wollte in seiner Spätschrift (1937c) in der Frage weiterkommen, ob es möglich ist,

einen Konflikt des Triebs mit dem Ich oder einen pathogenen Triebanspruch an das Ich durch analytische Therapie dauernd und endgültig zu erledigen (S. 68).

Er suchte Rat bei der Hexe.

Man muss sich sagen: "So muss denn doch die Hexe dran." Die Hexe Metapsychologie nämlich. Ohne metapsychologisches Spekulieren und Theoretisieren – beinahe hätte ich gesagt: Phantasieren – kommt man hier keinen Schritt weiter (S. 69).

Nachdem Freud die Hexe konsultiert hatte, glaubte er, die Antwort in quantitativen Faktoren der Triebstärke oder der Relation zwischen Stärke des Triebs und Stärke des Ich gefunden zu haben. Freud erklärte das Erleben von Lust und Unlust durch das ökonomische Prinzip. Er nahm an, dass Lust und Unlust als seelische und körperliche Erfahrungen und Erlebnisse dadurch zustande kommen, dass affektive Vorstellungen durch seelische Energie besetzt werden und Lust in der Abfuhr dieser Energie besteht. Besetzung und Abfuhr sind die von Freud angenommenen Regulationsmechanismen. Die Hexe Metapsychologie führt also nicht in imaginäre Gefilde, sondern zu handfesten Quantitäten, die Freud allerdings dort lokalisiert, wo die psychoanalytische Methode niemals hingelangen kann: im biologischen Substrat, in zerebralen neurophysiologischen Prozessen – kurz: im Körper.

Brenner (1980) beansprucht, zur wahren Exegese gelangt zu sein, als deren Ergebnis die Metapsychologie mit der Psychologie des Unbewussten und der gesamten psychoanalytischen Psychologie gleichgesetzt wird. Dass Freud nicht nur im Spätwerk, sondern durchgängig die quantitativen, ökonomischen Faktoren hervorhebt, wird nicht bestritten und dem Einfluss Brückes und damit der Helmholtzschen Schule zugeschrieben, so als ob die Herkunft des ökonomischen Prinzips etwas daran ändern würde, dass in der psychoanalytischen Theorie – und damit selbstverständlich auch in der Lehre vom Unbewussten – Abfuhr und Besetzung, also der ökonomisch-energetische Gesichtspunkt, ausschlaggebend ist. Auch Brenner muss davon ausgehen, dass Freud den Anspruch hatte, seelische Phänomene dynamisch, topisch und ökonomisch zu erklären. Rapaport u. Gill (1959, S. 153) haben diese Annahmen als Grundlage der psychoanalytischen Theorie bezeichnet. Es handelt sich im Sinne Freuds um "Kräfteverhältnisse zwischen den von uns erkannten, wenn man will, erschlossenen, vermuteten Instanzen des seelischen Apparates" (1937c, S. 70). Nimmt man den genetischen und adaptiven Gesichtspunkt hinzu, dann enthalten die fünf metapsychologischen Gesichtspunkte das gesamte theoretische Spektrum der Psychoanalyse.

Verhältnis von Theorie und Methode

Das Problem liegt nun nicht darin, wie viele Hypothesen gebildet und auf welcher Abstraktionsebene diese angesiedelt werden, sondern welche theoretischen Annahmen überhaupt durch die psychoanalytische Methode oder durch psychologische Experimente geprüft werden können. In seiner Diskussion der Beziehung zwischen Theorie und Methode lässt Brenner ein wesentliches Problem außer Acht. Es ist genau jenes, das dazu geführt hat, dass gerade der ökonomische Gesichtspunkt der Metapsychologie ins Kreuzfeuer der Kritik geriet und damit auch alle in irgendeiner Weise mit ihm verbundenen theoretischen Annahmen: Freuds Anleihen bei der Biologie seiner Zeit, die das tiefenpsychologische Verständnis und psychoanalytische Erklärungen einschränkten oder so deformierten, wie es zutreffend von Modell aufgezeigt wird. Die Daten, die durch die psychoanalytische Methode gewonnen werden, sind hochgradig von den durch den Analytiker vermittelten Ideen beeinflusst. Deshalb ist es nicht gleichgültig, wie man die Kräfte benennt, denen in der

seelischen Dynamik eine Rolle zugeschrieben wird (Rosenblatt u. Thickstun, 1977). Brenner (1980, S. 211) glaubt demgegenüber, es mache keinen Unterschied, ob man von psychischer Energie, von motivationalem Drang spreche oder hierfür eine Chiffre wie **abc** verwende. Da sich das Unbewusste der psychoanalytischen Methode nur insoweit eröffnet, als der Trieb im Seelischen repräsentiert ist, ist es sogar entscheidend, ob von anonymen Chiffren oder von bedeutungsvollen und zielstrebigem Motiven gesprochen wird.

Modell (1981, S. 392) unterstreicht, dass die Metapsychologie die klinische Theorie nicht erkläre, sondern dass letztere sich von der Metapsychologie ableite. Modell nennt als Beispiel A. Freuds (1936) Buch *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, das nicht hätte geschrieben werden können, wenn Freud nicht die Metapsychologie revidiert und ein neues Modell zur Verfügung gestellt hätte, in dem unbewusste Kräfte als Teil des Ich betrachtet werden. Trotz aller Veränderungen hielt Freud am **materialistischen** Monismus stets fest. Zugleich jedoch war er ein methodenbewusster Erforscher des menschlichen Seelenlebens. Er ging also dualistisch vor, wenn er die **psychologische** Erforschung unbewusster Prozesse und die Entstehung von Verdrängungen sowie deren Auswirkungen beschrieb. Sein Genius setzte sich gegen die metapsychologischen Pseudoerklärungen durch und ermöglichte die großen Entdeckungen der 20er-Jahre in den psychoanalytisch-sozialpsychologischen Schriften *Das Ich und das Es* (1923b) sowie *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921c).

Gleichzeitig erreichte der Versuch der metapsychologischen Fundierung des Seelenlebens in der Schrift *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) einen Höhepunkt. Im Gegensatz zu Freuds Deklaration, dass die wissenschaftliche Psychoanalyse jene sei, die sich auf psychologische Hilfsvorstellungen stütze (1927a, S. 294), und seiner pädagogischen Forderung, Analytiker hätten zu lernen, "sich auf psychologische Denkweisen zu beschränken" (Freud 1932, in einem Brief an V. von Weizsäcker, zit. nach von Weizsäcker 1977 [1954], S. 125), behielten die scheinbar naturwissenschaftlichen (metapsychologischen) Erklärungen ein hohes Prestige. Deshalb bewirkte der Titel Gills (1976, dt. 1984): "Metapsychology is not Psychology", eine so große Erschütterung.

Der ökonomische Gesichtspunkt in der Kritik

Die innere Seite der Krise ist deshalb so brisant, weil sie von Psychoanalytikern kommt, die es sich nicht leicht gemacht haben. Einer der Repräsentanten dieser Gruppe ist Gill. Nach der Erweiterung der Metapsychologie gemeinsam mit Rapaport (Rapaport u. Gill 1959) markierte die Untersuchung von Freuds *Entwurf einer Psychologie* (1950a) zusammen mit Pribram (Pribram u. Gill 1976) einen Wendepunkt seines Denkens. Wie man der Besprechung Weiners (1979) und der Würdigung durch Holt (1984) entnehmen kann, wurde es unausweichlich, den ökonomischen Gesichtspunkt als Grundlage der Metapsychologie aufzugeben. Die tiefen**psychologische** Methode kann keine Aussagen über neuro**physiologische** oder andere biologische Prozesse machen. Dass Freud trotzdem immer wieder gerade zum ökonomischen Gesichtspunkt und zu spekulativen Annahmen über die Energieverteilung im Organismus zurückkehrte, hat die folgenden weiteren Gründe.

- Der Psychoanalytiker hat ständig mit Prozessen zu tun, die das körpernahe Erleben des Menschen betreffen. Die subjektiven Theorien des Patienten über sein körperliches Befinden sind anthropomorph: in ihnen spiegeln sich infantile Körpervorstellungen wider. In der Sprache der Metapsychologie ist nicht nur veraltetes biologisches Gedankengut konserviert, durch ihre Metaphorik werden Phantasien von Patienten über ihren Körper, also über das Bild, das sie bewusst und unbewusst von sich haben, auf eine abstrakte Ebene angehoben. Gill (1977) hat darauf aufmerksam gemacht, dass die Metapsychologie voll von Bildern ist, die ihre Herkunft aus infantilen Sexualvorstellungen verraten. Freud wollte durch das metapsychologische System **Projektionen**, die vordem zur Bildung metaphysischer Vorstellungen geführt hatten, **erklären**. Wenn sich nun herausstellt, dass in die metaphorische Sprache der Metapsychologie infantile Vorstellungen ebenso hinein verwoben sind wie veraltete biologische

Auffassungen, dann wird es verständlicher, warum diese Begriffe so vital geblieben sind, obwohl sie als Teile einer wissenschaftlichen Theorie unhaltbar geworden sind. Hält man sich wie Gill an Freuds Definitionen und ihre speziellen Inhalte, muss die Metapsychologie als wissenschaftliche Theorie aufgegeben werden. Stellt man die Definition freilich in das Belieben des jeweiligen Autors, kann jeder neu anfangen und doch alles beim Alten lassen. In diesem Sinne rechnet Modell (1981) alle universalen psychologischen Phänomene – wie den Wiederholungszwang, Identifikation und Verinnerlichung, Ursprung und Entstehung des Ödipuskomplexes, die Entwicklung von Über-Ich und Ich-Ideal – zur Metapsychologie. Er ist der Auffassung, dass Prozesse, die allen Menschen gemeinsam sind, also den höchsten Grad der Verallgemeinerung erlauben, per Definition als biologische aufzufassen seien.

- Die universalen Phänomene wie Identifikationen und ödipale Konflikte, Inzestwünsche und Inzesttabu der Humanbiologie zuzuschreiben, weil sie in allen Kulturen, wenn auch mit recht unterschiedlichen, soziokulturell bestimmten Inhalten, auftreten, halten wir nur für eine Seite der Lösung (Bischof 1985). Denn diese **psychosozialen Prozesse** arbeiten zwar mit der Symbolisierungsfähigkeit, die nur der Spezies Mensch in vollem Umfang zugeschrieben werden kann. Sie gab dem frühen Homo sapiens ein wie auch immer geartetes Wissen um den genetischen Vorteil der Exogamie bzw. der Vermeidung der Inzucht. **Aber**, wir sollten sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze nicht außer Acht lassen, die psychosoziale und soziokulturelle Auffassungen heranziehen (Parsons 1964, S. 57ff.). Die Spannung zwischen inzestuösen Wünschen und Tabu manifestiert sich in der Verletzung desselben bei den in unserer Zeit anscheinend zunehmenden Grenzüberschreitungen zwischen den Generationen. Bischof (1985, S. 372ff.) selbst trägt relevantes Material zum Ausschluss gemeinsam erlebter früher Brutpflegeerfahrung und Sexualität zusammen; dies trifft jedoch nicht den Kern des Freudschen Ödipus-Themas.
- Es ist hervorzuheben, dass psychosoziale und soziokulturelle Phänomene eine Eigenständigkeit haben und weder ihre Entstehung noch ihre Veränderung auf biologische Prozesse zu reduzieren sind. „Der kulturelle Hintergrund beeinflusst das Leben unserer Patienten“, schreibt Vikar (2001, S. 34) und illustriert diese These mit zwei Fallvignetten. In diesem Zusammenhang halten wir im Gegensatz zu Rubinstein (1980) die zugegebenermaßen spekulative Argumentation zugunsten einer interaktionistischen Auffassung des Leib-Seele-Problems durch Popper u. Eccles (1977) auch für die Psychoanalyse für ungemein fruchtbar. Popper u. Eccles schreiben seelischen Prozessen mächtige evolutionäre Wirkungen zu, wenn sie annehmen, dass der Mensch, nachdem er das Sprechen erlernt und Interesse an der Sprache gefunden hat, sich auf den Weg begeben hat, sein Gehirn und seinen Geist zu entwickeln (S. 13).
- Uns interessieren hier nicht die Wirkung der seelischen Innenwelt auf die Evolution des Menschen und Spekulationen von Popper u. Eccles darüber, sondern die im philosophischen Interaktionismus enthaltene Befreiung und Verselbständigung der Psychoanalyse als psychosoziale Wissenschaft vom materialistischen Monismus als Grundlage der Metapsychologie. Die philosophischen und neurophysiologischen Argumente von Popper u. Eccles sind heuristisch fruchtbar und zudem weit weniger spekulativ, als Rubinstein annimmt. Denn die neurophysiologische Grundlagenforschung geht von der Plastizität des Gehirns aus, also von der Umweltabhängigkeit. Kandels (1979, 1983) neurophysiologische - oder sollte man richtiger sagen: psychoneurophysiologische - Experimente an einer Meeresschneckenart (*Aplysia*) implizieren einen Interaktionismus, dem die Plastizität des Gehirns zugrunde liegt. Systematische sensorische Reizungen der Tastorgane dieser Meeresschnecken führen nämlich zu strukturellen Veränderungen von Gehirnzellen der entsprechenden zerebralen Abbildungsregion. Einzelheiten dieser bahnbrechenden Entdeckung, für die Kandel den Nobelpreis 1999 erhielt, sind bei Kandel et al. 1996, S.689 gut verständlich nachzulesen. Abgekürzt kann man diese

Experimente per Analogieschluss für folgende Aussage anwenden: Kognitive (seelische) Prozesse führen zu strukturellen (zellulären) Veränderungen (s. auch Fonagy et al. 2004; Dornes 2005).

Box Start

Die Kritik an der Metapsychologie, wie sie von Gill, Holt, G. Klein und Schafer vorgebracht wird, ist u. E. überzeugend begründet. Modell glaubt, das Problem entschärfen zu können, indem er lediglich die veralteten biologischen, heute nicht mehr gültigen Erklärungsprinzipien Freuds kritisiert. Die Verdinglichung des Energiebegriffs, die zur falschen Abfuhrtheorie der Affekte geführt habe, wird von Modell als Beispiel hierfür herangezogen. Wir sehen in der Konfusion von Biologie und Psychologie, die auf Freuds letztlich auf einen Isomorphismus von Seelischem und Körperlichem hinauslaufenden materialistischen Monismus beruht, die Ursache der Krise und plädieren deshalb für eine Theorie der Psychoanalyse, die sich primär auf psychologische und tiefenpsychologische Hilfsvorstellungen stützt (Thomä 2002). Hierfür sprechen methodologische Gründe, weil erst dann psychophysiologische Korrelationsuntersuchungen fundiert durchgeführt werden können. Diese sind allerdings häufig von der Utopie geleitet, man könnte mit neurophysiologischen Techniken psychologische Theorien prüfen. Bei diesem Irrtum wird übersehen, dass sich die neurophysiologischen Techniken auf einen ganz anderen Gegenstandsbereich beziehen als die psychologischen Theorien, sodass von daher die Frage nach Kompatibilität oder Inkompatibilität von psychologischen und neurophysiologischen Theorien sinnlos ist. So sehr uns an der Suche nach externaler Kohärenz (Strenger 1991) gelegen sein muss, so sehr ist auch vor einer Überschätzung zu warnen. So geht es für die Psychoanalyse beim Dialog mit den Neurowissenschaften primär um die Vorgabe von Fragestellungen, die die Blickrichtung des Neurowissenschaftlers anregen können (Walter et al. 2002). Aus diesem Grunde sind rein molekularbiologische Fragestellungen für Psychoanalytiker kaum interessant. Umgekehrt ist es für Psychoanalytiker hoch relevant, welche „constraints“ sich aus neurowissenschaftlich fundierten Emotionstheorien ergeben. In diesem Sinne plädiert Panksepp (1999) für eine wechselseitige Anregung:

Psychoanalytische Theorie kann nun das neurowissenschaftliche Denken bezüglich vielfältiger emotionaler Dynamiken leiten, die sich im neuralen Substrat ausbreiten. Umgekehrt kann die Neurowissenschaft die Fakten zur Verfügung stellen, die es der psychoanalytischen Theorie erlauben, sich fest mit objektiven Zugangswegen zu verknüpfen (S. 15).

In diesem kritisch-neugierigen Sinne fragt deshalb Gabbard (2001) „What can neuroscience teach us about transference?“ Bei vollständiger methodischer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit können Neurobiologie und Psychoanalyse, als eine Psychotherapie, die sich schon seit 100 Jahren mit unbewussten Prozessen befasst, sich wechselseitig befruchten. Diese interdisziplinäre Kooperation scheint Birbaumer (2004) so zu irritieren, dass er die Hirnforscher insgesamt vor der „Psychoanalyse“! schützen zu müssen glaubt. Zugleich warnt er die Hirnforschung in scharfsinniger, dreiseitiger Argumentation vor der Übernahme grandioser Welterklärungsansprüche. Die auch von ihm geforderte Ablösung des angeblich verjährten Berufstandes der Psychoanalytiker durch Neurowissenschaftler dürfte kaum erfolgreich sein, wie die Etablierung einer Internationalen Gesellschaft für Neuro-Psychoanalyse und einer korrespondierenden Zeitschrift „Neuro-Psychoanalysis“ belegt.

Box Stop

Motivationale Erklärungen

Die Psychoanalyse wird v. a. deshalb verwandelt aus der Theoriekrise hervorgehen, weil sich Analytiker nun nicht mehr mit pseudowissenschaftlichen metapsychologischen Erklärungen über Energietransformationen usw. herumplagen müssen. Nun werden zunehmend mehr wissenschaftliche Fragestellungen dorthin gebracht, wo die Methode den Boden ihrer Erkenntnis, ihrer praktischen Reichweite und wissenschaftlichen Bedeutung hat: in die

analytische Situation, wie der zu Unrecht vergessene ungarische Analytiker Hermann schon vor langer Zeit betont hat (Hermann 1934).

Diese Forschung hat große praktische Relevanz, weil sie sich auf das wichtigste Gebiet der Anwendung bezieht: auf die Therapie. Dass die Krise diese Wendung genommen hat, zeichnet sich erst seit kürzerer Zeit ab. Denn zunächst schien es so, als ob mit dem Verzicht auf die Metapsychologie auch der Anspruch auf eine erklärende Theorie aufgegeben werden müsse. Kausale Erklärungen wurden von vielen Analytikern mit Naturwissenschaft gleichgesetzt, und in der Metapsychologie, der alle Merkmale einer nachprüfbaren naturwissenschaftlichen Theorie fehlen, wurde diese Verankerung gesehen. Das zum Schlagwort gewordene Verdikt von Habermas vom "szientistischen Selbstmissverständnis" Freuds, das sich auf metapsychologische Pseudoerklärungen bezieht, ließ übersehen, dass Habermas neben der Deutung auch der erklärenden Theorie unbewusster Prozesse im Gesamtgebäude der Psychoanalyse einen großen Raum zuweist. Wir haben diese Probleme in der Veröffentlichung über methodologische Probleme der klinisch-psychoanalytischen Forschung eingehend erörtert (Thomä u. Kächele 1973). Dort haben wir versucht, die eminente Rolle der Deutung in der therapeutischen Arbeit, die die psychoanalytische Methode als eine besondere Form der Hermeneutik ausweist, mit dem Anspruch Freuds zu verbinden, in der psychoanalytischen Theorie Erklärungen menschlichen Erlebens, Handelns und Verhaltens systematisiert zu haben. Da die erklärende Theorie der Psychoanalyse jedoch mit der Metapsychologie gleichgesetzt worden war und Rapaports groß angelegter Systematisierungsversuch zu der Erkenntnis geführt hatte, dass diese Ideen wissenschaftlich weder in der analytischen Situation noch in Experimenten geprüft werden können, schien die von vielen Analytikern innerhalb und außerhalb des Rapaport-Kreises vollzogene hermeneutische Wendung ein Ausweg zu sein.

Wir erläutern die hermeneutische Wendung am Werk G. Kleins, weil dieser allzu früh verstorbene Forscher die Hermeneutik mit der klinischen Theorie verbunden hat. Im Unterschied zu Waelders (1962) Etageengebäude nimmt G. Klein zunächst am Beispiel der Sexualität (1969), dann verallgemeinernd (1970, 1973), eine Trennung des Gebäudes in zwei Theoriesysteme vor, die sich durch die Art ihrer Fragestellung unterscheiden. Klinische Theorie und Metapsychologie werden voneinander getrennt und, wie G. Klein im Rekurs auf den Bruch in Freuds Traumdeutung geltend macht, durch die Warum-und-wieso-Frage unterschieden. Die klinische Theorie wird auf die Frage der Bedeutung, des Zwecks und der Absicht zentriert. Nur weil sich mit den metapsychologischen Pseudoerklärungen die Idee der naturwissenschaftlichen Grundlage der Psychoanalyse verknüpft hat, scheint G. Klein zu einer Dichotomie gelangt zu sein, die der analytischen Praxis das Verstehen zuweist und das Erklären auf sich beruhen lässt. Es geht hier um die Frage, ob motivationale Erklärungen prinzipiell einen anderen erkenntnistheoretischen Status haben als kausale.

In der philosophischen Diskussion halten sich die Argumente bezüglich der Frage, ob Ursache und Grund kategorial verschieden sind und ob sich kausale Erklärungen von Begründungen menschlichen Denkens und Handelns unterscheiden, die Waage. Die Logik psychoanalytischer Erklärungen und deren Stellung zwischen Beschreibung, motivationalem und funktionalem Zusammenhang ist ein Problem für sich, das hier nicht abgehandelt werden kann (Rubinstein 1967; Sherwood 1969; Eagle 1973; Moore 1980). Die Diskussion über Grund und Ursache ist, wie wir der Literatur entnehmen, unentschieden (Beckermann 1977; Wollheim u. Hopkins 1982; Grünbaum 1984, 1993). Für die therapeutische Praxis ist festzustellen, dass hier sowohl auf motivationale Erklärungen als auch auf Bedeutungszusammenhänge zurückgegriffen wird. Wir erläutern diesen Punkt, indem wir folgende wichtige Argumentation aus unserer früheren Veröffentlichung wiedergeben:

Im Hinblick auf Symptome haben Konstruktionen die Form erklärender Hypothesen ... Aus ihnen leiten sich Prognosen ab, und zwar derart, dass durch den therapeutischen Prozess den Entstehungsbedingungen der Boden entzogen wird, wobei der Wegfall dieser angenommenen

Bedingungen sich an den Veränderungen von Symptomen und von Verhalten ablesen lässt (Thomä u. Kächele 1973, S. 320).

Diese These enthält nichts anderes als Freuds Theorie der Verdrängung, an die sich auch Habermas hält. Im Gegensatz zu Habermas und noch entschiedener zu Lorenzer (1974) halten wir allerdings daran fest, dass die Feststellung von Veränderungen über subjektive Evidenzgefühle hinausgehen kann und muss. Ansonsten bliebe das hermeneutische Verstehen der Gefahr der Verrücktheit zu zweit, der "folie à deux", ausgesetzt. Wir nehmen mit Freud einen kausalen Zusammenhang zwischen einer bestimmten Bedingung – der Verdrängung eines triebhaften Impulses – und den Folgen – der Wiederkehr des Verdrängten – im Symptom an. Diese These ist bei Freud metapsychologisch wie folgt eingerahmt:

Wir sind aber zum Terminus oder Begriff des Unbewussten auf einem anderen Weg gekommen, durch Verarbeitung von Erfahrungen, in denen die seelische **Dynamik** eine Rolle spielt. Wir haben erfahren, das heißt annehmen müssen, dass es sehr starke seelische Vorgänge oder Vorstellungen gibt – hier kommt zuerst ein quantitatives, also ökonomisches Moment in Betracht –, die alle Folgen für das Seelenleben haben können wie sonstige Vorstellungen, auch solche Folgen, die wiederum als Vorstellungen bewusst werden können, nur werden sie selbst nicht bewusst. Es ist nicht nötig, hier ausführlich zu wiederholen, was schon so oft dargestellt worden ist. Genug, an dieser Stelle setzt die psychoanalytische Theorie ein und behauptet, dass solche Vorstellungen nicht bewusst sein können, weil eine gewisse Kraft sich dem widersetzt, dass sie sonst bewusst werden könnten und dass man dann sehen würde, wie wenig sie sich von anderen anerkannten psychischen Elementen unterscheiden. Diese Theorie wird dadurch unwiderleglich, dass sich in der psychoanalytischen Technik Mittel gefunden haben, mit deren Hilfe man die widerstrebende Kraft aufheben und die betreffenden Vorstellungen bewusst machen kann. Den Zustand, in dem diese sich vor der Bewusstmachung befanden, heißen wir **Verdrängung**, und die Kraft, welche die Verdrängung herbeigeführt und aufrecht gehalten hat, behaupten wir während der analytischen Arbeit als **Widerstand** zu verspüren (Freud 1923b, S. 240f.; Hervorhebungen im Original).

Die Kraft des hier metapsychologisch beschriebenen Widerstands lässt sich u. E. tiefenpsychologisch begründen und ohne Rückgriff auf die angenommene Ökonomik psychoanalytisch untersuchen. Im Zuge der Auflösung durch die Deutungsarbeit werden die Randbedingungen verändert, durch welche die Verdrängung (und damit die Symptome) aufrechterhalten werden. Schließlich können auch die speziellen unbewussten Ursachen der Verdrängung wegfallen, d. h. unwirksam werden. Diese Veränderung löst die determinierten Abläufe auf und nicht den Kausalnexus als solchen; dieser wird, wie Grünbaum (1984) betont, durch die Auflösung sogar als richtig vermuteter Zusammenhang bestätigt. Es ist bemerkenswert, dass Grünbaum selbst uns diese Zusammenhangsbehauptung bestätigt hat. Damit hat er – im Gegensatz zu seiner grundsätzlichen Position – die Möglichkeit der klinischen Überprüfung psychoanalytischer Hypothesen bestätigt (s. dazu Thomä u. Kächele 2005).

Es geht uns hier darum, zu zeigen, dass die **erklärende Theorie** der Psychoanalyse sich auf unbewusste seelische Prozesse bezieht, die der **Deutung** zugänglich werden. Die systematische Erforschung der psychoanalytischen Situation muss sich deshalb sowohl auf das Verstehen wie auch auf das Erklären beziehen. Hierbei geht es besonders darum, welche Ideen der Analytiker im Kopf hat, auch wenn er von der Empathie her interpretiert. Unseres Erachtens ist besonders darauf zu achten, welchen Einfluss die theoretischen Vorentwürfe auf das Handeln haben. Zu den bedenklichen Erscheinungen gehört in diesem Zusammenhang, dass sowohl bei Habermas (1968) wie bei Ricoeur (1969) und am ausgeprägtesten bei Lorenzer (1974) in der Tiefenhermeneutik besonders auch das ökonomische metapsychologische Prinzip weiterlebt, das nach allem, was wir heute wissen, unangemessen und deshalb auch nicht als Rahmen für Interpretationen geeignet ist (s. hierzu Thomä et al. 1976).

Metapsychologie als Metapher

Nun ist nicht zu übersehen, dass vielen Analytikern der Abschied von der Metapsychologie sehr schwer fällt. Die metapsychologischen Metaphern haben nämlich im Lauf der Jahrzehnte **tiefenpsychologische** Bedeutungen angenommen, die weit entfernt vom ursprünglichen physikalischen Bedeutungsgehalt sind. Als Beispiel erwähnen wir den Übergang von Fechners Konstanzprinzip, das im ökonomischen Gesichtspunkt enthalten ist, zum Nirwanaprinzip. Auch die tiefe menschliche Wahrheit, die in Nietzsches Versen

Doch alle Lust will Ewigkeit -, – will tiefe, tiefe Ewigkeit (F. Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*,
Dritter Teil, Der Genesende, 3)

enthalten ist, lässt sich zur Not als anthropomorpher Ausdruck des Konstanzprinzips und der Abfuhrtheorie verstehen.

Nun sind es gerade die von G. Klein als "vital pleasures" bezeichneten Erfahrungen, die wie keine anderen eine körperliche Grundlage haben. Hunger und Sexualität haben die Qualität dessen, was aus gutem Grund als Trieb bezeichnet und phänomenologisch von anderen Erfahrungen unterschieden wird. Der sexuelle Höhepunkt der Lust ist ein exquisites, körpergebundenes Erlebnis, bei dem man zugleich außer sich gerät. Die Ekstase scheint die Ewigkeit zu berühren, aber sie im Höhepunkt auch bereits wieder zu verlieren, um sie in der Sehnsucht aufs Neue zu suchen und wieder zu finden. Auf dem Weg dorthin sind prosaische Prozesse der positiven und negativen Rückkopplung, also motivationale Abläufe mit ihren bewussten und unbewussten Ebenen zu untersuchen, die in Freuds nach dem Reflexbogenmodell konstruierter Triebtheorie **nicht** enthalten sind. Deshalb kommt Holt (1976) nach ausführlicher positiver Würdigung der klinischen Daten der Libidotheorie, also der psychosexuellen Entwicklung des Menschen, zu dem Ergebnis, dass der Trieb als **metapsychologischer** Begriff tot und durch den **Wunsch** zu ersetzen sei. Wir können die sorgfältige, mit klinischen und experimentellen Befunden überzeugend belegte Untersuchung Holts hier nicht ausführlich zusammenfassen. Hervorzuheben ist, dass der Rückgriff auf Freuds Wunschtheorie allen Elementen der **Psychosexualität** voll gerecht wird. Die sich im Aufbau befindliche psychoanalytische Motivations- und Bedeutungslehre kann ja nur dann als positive Wende der Theoriekrise aufgefasst werden, wenn sie die beobachteten und bekannten Phänomene besser in einen überzeugenderen Verstehens- und Erklärungszusammenhang mit unbewussten Prozessen zu bringen in der Lage ist als die bisherige Mischmaschtheorie.

Tatsächlich treten am Ende von philosophischen und psychoanalytischen Untersuchungen, die mit so provozierenden Titeln beginnen, wie "Was bleibt von der psychoanalytischen Theorie übrig?" (Wisdom 1984) oder die "Vom Tod und von der Verklärung der Metapsychologie" (Holt 1981) handeln, einige tiefenpsychologische Prinzipien über die Bedeutung des dynamischen Unbewussten deutlicher hervor als im schwer durchschaubaren Mischmasch der Metapsychologie. Aufgrund dieser Überzeugung haben wir uns die Freiheit genommen, das Wort "transfiguration" im Titel Holts altmodisch und in Anspielung auf die biblische Geschichte in Matthäus 17 als "Verklärung" zu übersetzen. Am Ende kehrt man – verwandelt – zu den frühesten Erkenntnissen Freuds über das unbewusste menschliche Seelenleben zurück: am Anfang war der Wunsch. Triebhafte Wünsche bewegen unser Leben. Das Suchen von Lust und das Vermeiden von Unlust sind die stärksten Motive menschlichen Handelns, zumal dann, wenn man diese Prinzipien mit umfassenden Inhalten lustvollen und unlustvollen Erlebens ausstattet. Das Lust-Unlust-Prinzip ist ein regulatives Schema ersten Ranges. Deshalb verlöre die Psychoanalyse ihre Tiefe, wenn ihre Motivationstheorie nicht beim dynamischen Unbewussten ihren Ausgang nähme.

Hier begegnen wir freilich einer großen methodischen Schwierigkeit, auf die Wisdom (1984) hingewiesen hat:

Denn das Unbewusste [gemeint ist das dynamische Unbewusste, das nicht bewusstseinsfähig ist und auch nicht durch Deutungen bewusst gemacht werden kann] ist wie die Wurzel eines Baumes. Wie viele Triebe man auch freilegen mag, die Wurzel kann nicht mit der Summe der Triebe gleichgesetzt werden, die durch die Erde treten. Das Unbewusste hat immer ein größeres Potential, und es ist mehr als seine Erscheinungen. Sein wissenschaftlicher Status ist den hochabstrakten Begriffen in der Physik ähnlich, die **niemals** durch die direkte Beobachtung geprüft werden können (Wisdom 1984, S. 315; Hervorhebung im Original; Übersetzung durch die Verfasser).

Freilich waren es schon in der **Traumdeutung** die ins Vorbewusste **übertragenen** Gedanken, die Freud zum Rückschluss auf unbewusste Wünsche veranlassten. Hierbei handelte es sich seit eh und je um Schlussfolgerungen aufgrund einer tiefenpsychologischen Wunschtheorie, die weder durch Freuds zeitbedingte noch durch moderne Annahmen über neurophysiologische Prozesse bestätigt oder widerlegt werden kann. Der Trieb im Sinne von Freuds metapsychologischer Definition ist u. E. nicht deshalb für tot zu erklären, weil tierische und menschliche Grundbedürfnisse wie Hunger, Durst und Sexualität anders reguliert werden als durch Abfuhr. Die von Holt (1976, 1982) aufgeführten Beweise sind gewiss für die Psychoanalyse relevant, aber nur, sofern Freuds Metapsychologie als ihre naturwissenschaftliche Erklärungsgrundlage angenommen wird. Es war genau dieser Glaube, der verhindert hat, die Unangemessenheit der alle Stufen der Theorie und Praxis durchziehenden dualistischen Triebtheorie zu erkennen.

Die erklärende Theorie der Psychoanalyse blieb gebunden an die Biologie des letzten Jahrhunderts, anstatt an die Erfahrungen der analytischen Situation. Dort und in der metaphorischen Sprache der Praxis hat sich die Metapsychologie freilich schon längst transfiguriert, wenn auch erst in unserer Zeit anlässlich der ordentlichen Beisetzung die Ordnung des Nachlasses möglich geworden ist. Hierbei legen wir aus methodischen Gründen im Gegensatz zu Rubinstein (1976) und Holt (1976) deshalb ein Bekenntnis zum psychophysischen Interaktionismus im Sinne von Popper u. Eccles (1977) ab. Die gegenwärtige Hirnforschung gibt nämlich psychosozialen Einflüssen auf neurophysiologische Abläufe insbesondere während der frühen prä- und postnatalen Entwicklung erhebliches Gewicht (Roth 2001). Dann aber verkehrt sich die Gewichtung; zunehmend führen solche Erfahrungen zu sehr spezifischen Veränderungen der neuronalen Vernetzungen (Spitzer 2004, S. 89). Auf der psychologischen Ebene erkennen wir dies an der Verfestigung von innerseelischen Schemata (z. B. Sterns RIGs). In neurobiologischer Verkürzung werden nun Verhaltensweisen, die ursprünglich interaktionell entstanden sind, auf zerebrale Prozesse reduziert. Beispielsweise werden nun panische Ängste, die mit der Aktivierung der Amygdala korrelieren – kausal auf die Mandelkerne zurückgeführt. Der gesamte Funktionskreis der Angst, zu dem situative Bedingungen ebenso gehören wie autopoetische sich selbst erzeugende und sich verstärkende unbewusste Prozesse, wird hierbei auf die Aktivität der Mandelkerne verkürzt. Rhetorisch gefragt, ob die Angst in den Mandelkernen sitzt, gibt Thomä (2002) die beruhigende Antwort:

Die Angst sitzt nicht in den Mandelkernen. Soweit neurophysiologische Veränderungen in der Amygdala bei Angstsyndromen zu finden sind, handelt es sich nicht um deren Ursache, sondern um die Folge einer neurophysiologischen Anpassung an die ständige subliminale Wahrnehmung von Gefahren (S. 118).

Die Identitätstheorien münden trotz der Betonung der Eigenständigkeit von seelischer und körperlicher Ebene innerhalb der Einheit regelmäßig in einen monistischen Materialismus ein, dem auch Freud anhing. Die ubiquitäre Neigung zur Identitätstheorie scheint auf unbewusste Wurzeln zurückzugehen. Mit unserem Körper sind wir identisch, aber er ist uns auch fremd, weil wir in ihn – als einen Gegenstand – nicht selbst hineinschauen können. Die Faszination der bildgebenden Verfahren dürfte darauf zurückgehen, dass wir nun ins Gehirn hinein schauen können. Der Philosoph Feigl (1957) hat schon vor einem halben Jahrhundert ein fiktives Zerebroskop erfunden, mit dessen Hilfe menschliches Erleben in numerische Werte

transformiert werden kann. Hierdurch würde dann endlich eine Einheitssprache der Wissenschaft entstehen, eine Art Esperanto. Doch inzwischen scheint klar zu sein, dass auch die bildgebenden Verfahren diesem Feiglischen Wunschtraum keine Substanz zu verleihen vermögen. Das Innere des Körpers, und speziell das des Gehirns, gibt uns insgesamt mehr Rätsel auf als die äußeren Objekte, die wir zerlegen und untersuchen können. Schließlich können wir zum Körper eine exzentrische Position einnehmen und uns gedanklich von ihm trennen. Damit dürfte die unbewusste Sehnsucht nach Einheit zusammenhängen, die alle Wissenschaften durchzieht: auf irgendeinem sehr hohen Abstraktionsniveau könnten doch dieselben Begriffe gelten, so lautet ein vielfach variiertes und stets wiederkehrendes Argument.

Auswirkungen und Bewertung

Wir glauben, dass die Kritik an der Triebenergetik der wissenschaftlichen Tiefenpsychologie neue Dimensionen eröffnet hat. Gegen diese Auffassung scheint zu sprechen, dass von der Triebtheorie abweichende psychoanalytische Richtungen nicht selten verflachen (Adorno 1952). Dieser Verlust an Tiefe ist vermeidbar. Er hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass im Denken vieler Analytiker das Unbewusste mit Trieb oder Energie gleichgesetzt wird. Diese Gleichsetzung führt dann dazu, dass der Verzicht auf die triebökonomische Betrachtungsweise den Phantasien des Analytikers über das Unbewusste seiner Patienten den Wind aus den Segeln nimmt. Der therapeutische Prozess ist eben von vielen Bedingungen abhängig, und unsere Ideen über die Triebkraft wirken belebend auf das Unbewusste. Eine psychoanalytische Heuristik kann sich am Lustprinzip, an der Dynamik unbewusster Wünsche orientieren, auch wenn sich der ökonomische Gesichtspunkt der Triebtheorie erschöpft hat. Denn die in Freuds Triebmythologie verborgenen und metaphorisch zum Ausdruck gebrachten Wahrheiten scheinen darin zu liegen, dass das Es als unerschöpfliche Quelle menschlichen Phantasierens verstanden werden kann, das über die einengenden Realitäten, über Raum und Zeit hinausweist. Libido gilt ihr, der Psychoanalyse, so hat Adorno (1952, S. 17) gezeigt, als "die eigentliche psychische Realität". Verallgemeinert man die Libido zur Intentionalität, so nimmt man ihr auch die elementare – man ist versucht zu sagen: die in der körperlichen Existenz verankerte – Triebkraft. Man hat also guten Grund, bei der Kritik des ökonomischen Gesichtspunkts der Libidotheorie das Kind nicht mit dem Bad auszuschütten. Die revidierte, die soziologisierte Psychoanalyse hat die Neigung, in Adlers Oberflächlichkeit zurückzufallen: sie ersetzt Freuds dynamische, auf das Lustprinzip gegründete Theorie durch bloße Ich-Psychologie (1952, S. 2).

Das ökonomische Prinzip und die Annahmen über die Regulation von Lust- und Unlusterlebnissen durch die psychische Energie sind aus neurophysiologischen wie aus klinisch-psychoanalytischen Gründen sowie angesichts der Ergebnisse der Kind-Mutter-Interaktionsforschung unhaltbar geworden. In der eindrucksvollen, bildhaften Theoriesprache Freuds werden Ähnlichkeiten zwischen körperlichen und seelischen Prozessen nahe gelegt, die nicht bestehen. Folgt der Analytiker der suggestiven Kraft von Metaphern in Bereiche, wo der Vergleich nicht mehr stimmt, gelangt auch sein therapeutisches Handeln auf einen Irrweg. Die Theoriekrise reicht tief in die Praxis hinein.

Der Bedeutungsverlust der Triebtheorie muss nicht zwangsläufig mit einem Verzicht auf eine psychoanalytische Motivationstheorie, die biologisch tradierten Grundbedürfnissen unterschiedlicher Art Rechnung trägt, einhergehen. Beispielsweise hat Lichtenberg (1983a,b) Motivationssysteme beschrieben, welche an die Stelle der Triebtheorie treten können. Befreit vom unhaltbaren Dualismus (Libido vs. Selbsterhaltung; später Lebenstrieb vs. Todestrieb) entwirft Lichtenberg eine pluralistische Motivationstheorie mit fünf Systemen:

1. Bedürfnis nach psychologischer Regulierung physiologischer Homöostase,
2. Bedürfnis nach Bindung,
3. Exploration und Selbstbehauptung,
4. Bedürfnis, aversiv zu reagieren,
5. sinnlicher Genuss und sexuelle Erregung.

Die „systemische“ Redefinition dieser Bedürfnisse erlaubt eine stärkere Berücksichtigung der Einbettung in die Umwelt (s. auch Poscheschnik 2001, S. 244f.)

1.4 Metaphern

Freuds Gebrauch von Metaphern

Von der Neuroanatomie und der zeitgenössischen Neurophysiologie herkommend, benutzte Freud Vergleiche, um sich auf dem neuen, unvertrauten Gebiet orientieren zu können. Wir sollten heutzutage seine Warnung aufgreifen und

der Versuchung widerstehen, mit der Endokrinologie und dem autonomen Nervensystem zu liebäugeln, wo es darauf ankommt, **psychologische Tatsachen durch psychologische Hilfsvorstellungen** zu erfassen (1927a, S. 294; Hervorhebung durch die Autoren).

Dieses Zitat findet sich im *Nachwort zur Frage der Laienanalyse*, und zwar dort, wo Freud die "Scheidungsgrenze zwischen der **wissenschaftlichen** Psychoanalyse und ihren **Anwendungen** auf medizinischem und nichtmedizinischem Gebiet" S. 295; Hervorhebungen durch die Autoren) zieht und wo der berühmte Satz über das Junktum steht. Es sei nicht korrekt, so heißt es im Kontext, eine ärztliche, d. h. therapeutische Analyse von anderen Anwendungen zu unterscheiden.

Insofern sich **metaphorische** Beschreibungen auf **nichtpsychologische** Hilfsvorstellungen stützen – und dies trifft auf weite Strecken der Metapsychologie zu –, bewegt man sich also außerhalb der Forderungen, über deren Verbindlichkeit sich der geniale Gründer in Pionierzeiten freilich selbst hinweggesetzt hat.

Freuds **Metaphorik** – wie Erregungssumme, Abfuhr, Besetzung, Bindung etc. – entstammt der Neurophysiologie des letzten Jahrhunderts. Selbstverständlich ist nicht der Gebrauch von Metaphern als solcher zu kritisieren. Denn jede wissenschaftliche Theorie lebt von und mit ihrer metaphorischen Sprache (Grossman u. Simon 1969; Haverkamp 1983; Wurmser 1977, dt. 1983). Viele Publikationen der jüngeren Zeit befassen sich mit der bilderreichen Sprache der psychoanalytischen Praxis (Arlow 1979; Buchholz 1993, 1996; Haesler 1991). Durch Metaphern werden Bedeutungen von einem primären (vertrauten) Gegenstand auf ein sekundäres (fremdes) Objekt dem Wortsinn entsprechend **hinübergetragen**, wie Grassi (1979, S. 51 ff.) an der Geschichte des Begriffs aufgezeigt hat. Durch die dabei gezogenen Vergleiche wird, wie Freud (1933a, S. 79) einmal sagte, nichts entschieden, aber sie tragen dazu bei, dass man sich im neuen, noch unbekannten Gebiet heimischer fühlen kann. Es war also nahe liegend, dass sich Freud beim Vorstoß in Neuland auf die Neurologie seiner Zeit stützte und beispielsweise den psychischen Apparat mit dem Reflexbogen verglich oder das Unbewusste, das Es, als ein "Chaos, einen Kessel voll brodelnder Erregungen" (1933a, S. 80) beschrieb und viele andere ökonomisch-quantitative Gleichnisse prägte.

Problematik von Metaphern

Aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen ist es aber entscheidend zu klären, wie weit die Ähnlichkeit reicht, die durch Metaphern abgedeckt wird. Es kommt darauf an, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der durch die Metapher miteinander verbundenen Gegenstandsbereiche voneinander zu differenzieren, d. h. die positiven und v. a. die **negativen Bereiche der Analogie** zu bestimmen (Hesse 1966; Cheshire 1975). Ein treffendes Gleichnis deckt die Ähnlichkeit besser ab als ein unpassendes. Eindrucksvolle Metaphern lassen aber auch vergessen, die Unähnlichkeit – also den Bereich der Verschiedenheit – zu präzisieren, und sie täuschen einen hohen Erklärungswert vor. Freud hat viele Metaphern geschaffen, in denen sich Psychoanalytiker bis heute heimisch fühlen (s. J. Edelson 1983). Unpassende Metaphern wurden aufgegeben, als die Theorie modifiziert wurde. Aber der Bereich der "negativen Analogie", also die Verschiedenheit, blieb häufig ungeklärt. Es ist sogar wahrscheinlich, dass viele der von Freud geprägten Metaphern vom

Glauben an einen Isomorphismus, d. h. an eine Gleichheit der miteinander verbundenen Bereiche, getragen wurden. Sonst hätte er nicht davon gesprochen, ja geradezu die Hoffnung geäußert, dass eines Tages die psychologischen Termini durch eine physiologische und chemische Einheitssprache im Sinne des materialistischen Monismus ersetzt würden (1920g, S. 65).

Erschwerend kommt hinzu, dass nicht wenige psychoanalytische Metaphern, die ihre primäre Bedeutung in der Neurophysiologie des letzten Jahrhunderts hatten, eine wissenschaftliche Reputation mit sich tragen, die sie in ihrem ursprünglichen Feld längst verloren haben (Roth 2001), ohne dass sie in ihrem sekundären Gegenstandsbereich eine zureichende empirische Begründung gefunden hätten. Die alte Bildersprache deformiert sogar die gewonnene psychoanalytische Erfahrung und ihre Interpretation. Die Metaphern, von denen die Metapsychologie lebt, hatten einmal eine nützliche integrative Funktion, weil sie eine Brücke vom bekannten zum unbekannten Ufer geschlagen haben. Danach trug die Bildersprache dazu bei, in der psychoanalytischen Bewegung die Identität des Psychoanalytikers zu formen. Neue Metaphern sind denkbar. Cox u. Theilgaard (1987) spielen mit dem überraschenden Gedanken, das Seelenleben in Begriffen der Musik – wie Dissonanz, Kontrapunkt, Harmonie – usw. zu beschreiben. Wenn es sich als nützlich erweisen sollte, wieso nicht?

Gute Kliniker haben längst ein Repertoire von solchen frischen Metaphern parat ... Wir brauchen dazu die Fähigkeit, Wert und Begrenztheiten der Metaphern der traditionellen Theorie zu sehen, und wir brauchen Mut, frische Metaphern an deren Stelle zu setzen,

schreibt Buchholz (2000, S. 64), und wir geben ihm Recht.

Schaffung von Kunstwörtern

Wir kommen nun von den Metaphern zu einem weiteren Sprachproblem. Brandt (1961, 1972, 1977), Bettelheim (1982) und Pines (1985) behaupten, die meisten Probleme der gegenwärtigen Psychoanalyse seien darauf zurückzuführen, dass Strachey die metaphorische und anthropomorphisierende Sprache Freuds durch eine mechanistische englische Kunstsprache ersetzt habe, um ihr eine wissenschaftliche Aura zu verleihen. Dass Stracheys Übersetzung viele Schwächen und Fehler hat, haben schon viele deutschsprachige Psychoanalytiker festgestellt. Kann man freilich die tief in die Praxis eingreifenden theoretischen Probleme darauf zurückführen, dass Strachey treffsichere Wortprägungen Freuds durch Termini ersetzte, die allenfalls dem Altphilologen etwas sagen?

Wir erläutern Bettelheims Kritik an der Übersetzung von Besetzung und Besetzen in "cathexis" und "to cathect", was dem Laien nichts sagt, während sich jedermann unter den von Freud gewählten Bezeichnungen sehr viel vorstellen kann. Doch was hat sich Freud unter Besetzung vorgestellt? In der 13. Ausgabe der *Encyclopaedia Britannica* schrieb er 1926 einen Beitrag: "Psychoanalysis: Freudian School". Die deutsche Fassung erschien 1934 unter dem Titel "Psycho-Analysis".

Die ökonomische Betrachtung nimmt an, dass die psychischen Vertretungen der Triebe mit bestimmten Quantitäten Energie besetzt sind (**Cathexis**) und dass der psychische Apparat die Tendenz hat, eine Stauung dieser Energien zu verhüten und die Gesamtsumme der Erregungen, die ihn belastet, möglichst niedrig zu halten. Der Ablauf der seelischen Vorgänge wird automatisch durch das Lust-Unlust-Prinzip reguliert, wobei Unlust irgendwie mit einem Zuwachs, Lust mit einer Abnahme der Erregung zusammenhängt (1926f, S. 302; Hervorhebung im Original).

Es ist nebensächlich, dass Freud hier selbst von Kathexis spricht. Wesentlich ist, dass sich Psychoanalytiker aufgrund von Freuds ökonomischer Hypothese – deutsch, englisch oder in welcher Sprache auch immer zum Ausdruck gebracht – darum bemühten, die Besetzung nachzuweisen und hierfür groteske Formeln anzugeben (wie Bernfeld u. Feitelberg 1929, 1930) oder verzwickte Transformationen der Libido zu beschreiben (wie Hartmann et

al.1949). Noch entscheidender ist, dass bis in die jüngste Vergangenheit Analytiker dem Begriff "Besetzung" wegen seiner scheinbaren Präzision eine erklärende Kraft zuschreiben und dass auch die psychoanalytische Deutungspraxis, einschließlich der von Habermas (1968) und Ricoeur (1969) beschriebenen Tiefenhermeneutik, oft unbemerkt von der unhaltbaren Abfuhrtheorie gesteuert wird. Von den Übersetzungsfehlern abgesehen, sind es also gerade die Kunstwörter, die die Probleme offen legen können. Freud, dem unnötige technische Bezeichnungen missfielen, war zwar unzufrieden, als Strachey im Jahr 1922, im Interesse der Klarheit das erfundene Wort Kathexis (griechisch für besetzen) als Übersetzung einführte. Freud könnte, so kommentiert Strachey im Band 3 der *Standard Edition* S. 63, am Ende vielleicht mit dieser Übersetzung versöhnt gewesen sein, da man die Bezeichnung im Originalmanuskript des Artikels für die *Encyclopaedia Britannica* (Freud 1926f, S. 302) finde. Natürlich kann sich der deutsche Leser unter Besetzen etwas vorstellen, weil er die Bedeutung der verschiedenen umgangssprachlichen Verwendungen auf das neue Gebiet überträgt, also die Bezeichnung metaphorisch versteht. Das Kunstwort Kathexis bietet sich nur dem Altphilologen, der den Wortstamm kennt, als Metapher an (Ornston 1985a,b).

Box Start

Strachey hat durch die Einführung von Kunstwörtern wie "cathexis" oder durch die Latinisierung der deutschen Begriffe "Ich" und "Über-Ich" zu "Ego" und "Super-Ego" keineswegs, wie Bettelheim (1982) und Brandt (1961, 1972, 1977) meinen, neue Probleme geschaffen, sondern trug gerade dazu bei, dass schon bestehende offenkundig wurden. Es geht hierbei um die Frage der Beziehung der erklärenden psychoanalytischen Theorie zum Erleben des Patienten. Programmatisch formulierte Freud den Schritt von der beschriebenen Phänomenologie des Erlebens zur psychoanalytischen Erklärung in den *Vorlesungen* (1916–17, S. 62):

Wir wollen die Erscheinungen nicht bloß beschreiben und klassifizieren, sondern sie als Anzeichen eines Kräftespiels in der Seele begreifen, als Äußerung von zielstrebigem Tendenzen, die zusammen oder gegeneinander arbeiten. Wir bemühen uns um eine **dynamische Auffassung** der seelischen Erscheinungen. Die wahrgenommenen Phänomene müssen in unserer Auffassung gegen die nur angenommenen Strebungen zurücktreten (Hervorhebung im Original).

In dieser Hinsicht macht es keinen Unterschied, ob von Ich und Über-Ich oder von Ego und Super-Ego gesprochen wird, denn weder das eine noch das andere ist mit dem erlebenden Ich gleichzusetzen. Strachey stellte in seiner Einleitung zu Freuds Schrift *Das Ich und das Es* („The Ego and the Id“) zutreffend fest:

Das deutsche Wort „das Ich“ hat zwei Bedeutungen. Freud verwendet es in umgangssprachlicher Bedeutung synonym für Person oder für das persönliche Selbst als Ganzes einschließlich des Körpers und in der psychoanalytischen Theorie als Teil des psychischen Apparates, der durch seine Eigenschaften und Funktionen charakterisiert wird (*Standard Edition*, Bd. 19, S. 7f.; Übersetzung durch die Autoren).

Zweifellos versuchte Freud, das Erleben und Handeln einer Person durch die Theorie des seelischen Apparates zu erklären. Deshalb ist auch keine Verbesserung der Übersetzung des deutschen Originals in der Lage, Probleme der Theorie zu lösen.

Box Stop

Umgang mit Substantiven: Das „Es“

Es spielt gewiss eine Rolle, was wir unter dem "Es" verstehen und ob diese Frage, die Hayman (1969) zum Titel der Veröffentlichung "What do we mean by 'Id'?" gemacht hat, auf dem Hintergrund des englischen, französischen, spanischen oder deutschen Kulturkreises zu

beantworten ist. Aber ein Substantiv ist es allemal, und die von Breuer in seinem Teil der gemeinsamen Arbeit mit Freud betonte Gefahr ist in allen Sprachen gleich groß:

Wenn uns, wie bei Binet und Janet die Abspaltung eines Teiles der psychischen Tätigkeit im Mittelpunkt der Hysterie zu stehen scheint, so sind wir verpflichtet, über dieses Phänomen möglichst Klarheit zu suchen. Allzu leicht verfällt man in die Denkgewohnheit, hinter einem Substantiv eine Substanz anzunehmen, unter "Bewusstsein", "conscience" allmählich ein Ding zu verstehen; und wenn man sich gewöhnt hat, metaphorisch Lokalbeziehungen zu verwenden, wie "Unterbewusstsein", so bildet sich mit der Zeit wirklich eine Vorstellung aus, in der die Metapher vergessen ist und mit der man leicht manipuliert wie mit einer realen. Dann ist die Mythologie fertig (Breuer u. Freud 1895 S. 199).

Dass Breuers Warnungen so wenig beachtet werden, hat mit der unzureichenden Berücksichtigung philosophischer Gesichtspunkte zu tun, die Dilman (1984, S. 11) herausgestellt hat.

Das unpersönliche Fürwort als Homunkulus

Hört er "Es", klingt beim deutschen Hörer das unpersönliche Fürwort mit:

- "es fällt mir ein",
- "es stößt mir etwas zu",
- "es hat mir geträumt",
- "es hat mich überwältigt".

Das unpersönliche Fürwort übernimmt in diesen Beschreibungen von Gefühlszuständen die aktive Rolle: es vollzieht sich etwas an mir, es ekelt mich, es drängt mich, es überwältigt mich, es ängstigt mich, es reizt mich – die Impersonalien sind zur Darstellung innerer Gefühlszustände besonders geeignet. Wir entnehmen einer Veröffentlichung von Kerz (1985), dass sich auch Nietzsche trotz aller Kritik am Denken in Substanzen nicht scheute, von Willen, Macht, Leben, Kraft usw. zu sprechen, wenn es darum ging, die Enge des Ich-Bewusstseins aufzuheben. Allen Warnungen zum Trotz werden die Substantive immer wieder reifiziert, weshalb auch das psychoanalytische Es mit einer Fülle von Eigenschaften ausgestattet und zum Homunkulus wurde.

Anthropomorphe Erklärungen sind eben Teil einer Metaphorik, bei der sich der Mensch unbewusst zum Maß aller Dinge macht und demgemäß auch in der verborgenen, in der noch unbewussten menschlichen Natur, im Es, das Ich bzw. seine Wünsche und Absichten zu finden versucht. Trotz Freuds physikalistischer Sprache bewahrten ihn die anthropomorphisierenden Metaphern, die reichlich zur Erklärung unbewusster Prozesse verwendet wurden, sowie sein Festhalten an der psychoanalytischen Untersuchungsmethode als einer rein tiefenpsychologischen davor, dem substantivierten Es eine körperliche Substanz zu geben. Kommt es zu solchen Grenzüberschreitungen, fehlt nur noch ein winziger Schritt, und schon ist man bei Krankheiten des Es, bei seiner Gleichsetzung mit körperlichen Prozessen und ihrer Pathologie: das philosophische Es der Romantik und der Lebensphilosophie, das Es Nietzsches werden dann zum psychosomatischen Es Groddecks, und die mystische Einheitswissenschaft, das Ziel einer unstillbaren Sehnsucht, scheint nahe gerückt zu sein: nachzulesen bei Groddecks Psychosomatik und ihrer Verwandten.

Geistesgeschichtlicher Hintergrund

Was meinen wir mit *Es – Id*? Diese Frage lässt sich gewiss gründlicher beantworten, wenn man auch die geistesgeschichtlichen Hintergründe kennt, die Freud bis hin zur Wortwahl in Anlehnung an Nietzsches Es beeinflusst haben. Eine gebildete deutschsprachige Person wird mit dem Es andere geistesgeschichtliche Zusammenhänge verbinden als der englische Leser der *Standard Edition* mit dem Id. Aber die englische, französische oder deutschsprachige psychoanalytische Theorie des psychischen Apparates ist von dem Patienten, der frei zu assoziieren versucht, gleich weit entfernt. Bettelheim (1982) macht die Latinisierung einiger

Grundbegriffe und den Bildungsmangel vieler heutiger Patienten, die im Vergleich zum Wiener Bildungsbürgertum keinen Zugang zur klassischen Mythologie und zur Ödipussage hätten, dafür verantwortlich, dass die Psychoanalyse heutzutage Freuds Humanismus eingebüßt habe und abstrakt geworden sei.

Da Freuds Theorie wie jede andere auch vom Erleben abgehoben ist und die praktische Anwendung der Methode stets unabhängig davon war, ob der Patient jemals etwas von Sophokles' Drama gehört hatte oder nicht – je weniger er weiß, desto überzeugender sind therapeutische und wissenschaftliche Entdeckungen –, sind die Argumente Bettelheims abwegig. Seine Kritik kann weder die Theorie noch den durchschnittlichen heutigen Patienten treffen, sondern die Art und Weise, wie Analytiker die Theorie über Es und Id benützen. Gewiss können Theorien mehr oder weniger mechanistisch sein, und Freuds Theorie von der Verschiebung und Verdichtung sowie der bildhaften Darstellung als den wichtigsten unbewussten Prozessen ist vielleicht mechanistischer als Lacans (1978) These, das Unbewusste sei wie eine Sprache strukturiert. Theoretische Fragestellungen über unbewusste Prozesse bei der Verdrängung als Bedingung für die Symptombildung haben primär überhaupt nichts mit dem Thema der humanen Einstellung des Analytikers zu tun. Dieses wird freilich sofort aktuell, wenn es um die therapeutische Anwendung der psychoanalytischen Methode geht. Dann gebietet es die professionelle Verantwortung, Lösungen der Probleme zu suchen, die wir am Ende von ► Kap. 10 zusammengefasst haben.

Verbindung von Konkretem mit Abstraktem

Schließlich ist hervorzuheben, dass im psychoanalytischen Dialog Metaphern eine hervorragende Rolle spielen (Wurmser 1977, dt. 1983), weil in dieser Sprachfigur auch Konkretes mit Abstraktem verbunden werden kann. Außerdem geht es in der Therapie fortlaufend um die Klärung von Ähnlichkeiten und Unterschieden (Carveth 1984b). Arlow (1979) bezeichnete die Psychoanalyse als ein metaphorisches Verfahren. Er beruft sich darauf, dass die Übertragung als typisches Phänomen auf einen metaphorischen Prozess zurückgehe, nämlich auf das Hinübertragen der Bedeutung von einer Situation in eine andere. Die behandlungstechnischen Konsequenzen dieser Auffassung werden wir bei der Diskussion über die Übertragungsdeutung (► Abschn. 8.4) skizzieren.

1.5 Ausbildung

Praxisorientierung verdrängt Grundlagenforschung

An den psychoanalytischen Instituten wird entgegen der Forderung Freuds das Erbe überwiegend durch die Ausbildung von Therapeuten bewahrt, ohne dass dort in nennenswertem Umfang systematische Forschung und poliklinische Krankenversorgung betrieben würde. So war Stagnation vorprogrammiert, die zunächst wegen der unerwarteten Ausdehnung der Psychoanalyse in den USA nach dem 2. Weltkrieg verborgen blieb (s. hierzu Sabshin 1985). In der Bundesrepublik Deutschland vollzog sich seit den 50er-Jahren ein Kampf um die Anerkennung der Psychoanalyse, der verschiedene Phasen hatte:

- Zuerst wurde die sozialrechtliche Anerkennung der Neurosen als Krankheit im Sinne der Reichsversicherungsordnung, die auf Bismarck zurückgeht, erreicht. Damit war die Kostenübernahme von analytischer Psychotherapie durch die Pflichtkrankenkasse prinzipiell möglich.
- Zum zweiten führte diese Anerkennung dazu, dass ärztliche und nichtärztliche Psychotherapeuten einen Berufsstand bilden konnten.
- Zum dritten mussten medizinische Fakultäten eigenständige Abteilungen für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie einrichten, um psychotherapeutisches Denken und Handeln in die Medizin einzuführen (Görres et al. 1964).

Formal war dieser Kampf 1967 durch zwei gesetzliche Regelungen abgeschlossen.

- Die ärztliche Approbationsordnung in Vorklinik und Klinik wurde entsprechend geändert. Psychosoziale Fächer gehören seitdem zum Pflichtkanon des Medizinstudiums.
- 1967 wurde die Leistungspflicht der Krankenkasse sichergestellt.

Diese gesellschaftliche Anerkennung motivierte in den 70er-Jahren viele junge Ärzte und Psychologen zur psychoanalytischen Weiterbildung. Neue Institute blühten auf. Alexander Mitscherlichs universitäre Position in Westdeutschland und Thure von Uexkülls Einfluss bei der Änderung der medizinischen Approbationsordnung trugen wesentlich dazu bei, dass die Psychoanalyse zusammen mit der sozialwissenschaftlichen Thematisierung des „Kranken in der modernen Gesellschaft“ (Mitscherlich et al. 1967) einen Einfluss in der Medizin gewinnen konnte. In West-Berlin hatte schon kurz nach Kriegsende die Gründung des Zentralinstitutes für seelische Erkrankungen an der Allgemeinen Ortskrankenkasse durch W. Kemper und H. Schultz-Hencke entscheidende Signalwirkung für die Anwendung der analytischen Psychotherapie in der zu 90% pflichtversicherten Bevölkerung. Annemarie Dührssen überzeugte durch ihre katamnестischen Untersuchungen die Krankenkassenvertreter von der Effektivität dieses Verfahrens. All dies führte in der Bundesrepublik Deutschland zur gesellschaftlichen Anerkennung der Psychoanalyse.

Psychotherapeutengesetz

Schließlich ist mit dem lange umkämpften Psychotherapeutengesetz (1998) in den letzten Jahren eine neue Situation entstanden, deren Auswirkungen auf die Psychoanalyse noch nicht genau abgeschätzt werden können. Nun gibt es neben Ärzten und Heilpraktikern einen dritten eigenständigen Heilberuf. Innerhalb kurzer Zeit stellen Psychologische Psychotherapeuten die überwiegende Majorität der Psychotherapeuten. Die Etablierung eines Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie (WBP), vom Gesetz vorgeschrieben, der der Bundesärztekammer bzw. Bundespsychotherapeutenkammer beigeordnet ist, wird Auswirkungen auf die bisherige Gestaltung der Aus- und Weiterbildung haben. Denn für Psychologen handelt es sich nun um eine Ausbildung; für ärztlich Vorgebildete wie bisher um eine Weiterbildung. Evidenzbasierte Anforderungen bilden nun die Grundlagen für die Zulassung neuer Verfahren. Die Evidenz für die psychoanalytischen Therapieverfahren fasst eine Stellungnahme der DGPT (Gerlach 2004; Hau u. Leuzinger-Bohleber 2004) zusammen. Dieser Beirat hat mehrheitlich den Namen des Verfahrens zu „Psychodynamischer Therapie“ statt „Psychoanalytischer Therapie“ abgeändert; dies zeigt eine neue Problemstellung an. Es wurde nämlich argumentiert, dass psychoanalytische Konzepte zwar die theoretische Grundlage bilden, dass aber psychodynamische Psychotherapie in der Krankenversorgung dominiere. „Analytische Psychotherapie“ wird damit zu einem Spezialfall, obwohl sozialrechtlich nach wie vor der Oberbegriff „psychoanalytisch begründete Verfahren“ lautet, dem „tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie“ und „analytische Psychotherapie“ untergeordnet sind (Rüger et al. 2005). Diese politisch motivierten Auseinandersetzungen tangieren unser Konzept von „psychoanalytischer Therapie“ nicht; im Gegenteil, es ist das erklärte Ziel dieses Lehrbuchs, Gemeinsamkeit in allen psychoanalytischen Situationen (Stone 1961) zu identifizieren und auf optimale Problemlösungen hinzuarbeiten.

Medikozentrismus

Schon Eissler (1965) kritisierte die Einengung der psychoanalytischen Ausbildung auf die Gruppe der Psychiater. Ebenso beklagten Parin u. Parin-Matthèy (1983a) den „Medikozentrismus“ und die Vernachlässigung der Kulturtheorie. Beide Kritiken erweisen sich als reine Symptombeschreibungen, denen zudem eine recht eingeeengte Vorstellung von Medikozentrismus zugrunde liegt. Richtig ist, dass das Ausbildungsziel überall die gleiche vereinheitlichende Wirkung ausübt. Auch in Ländern, in denen die psychoanalytische Ausbildung auch sog. Laien offen steht, d. h. auch nichtärztlichen akademischen Bewerbern, bilden die Institute psychoanalytische Therapeuten aus.

Es ist eine Tatsache, dass nahezu alle Psychoanalytiker die enge Verbindung zu dem früheren Beruf aufgeben und nur ganz wenige im Bereich ihres akademischen Herkunftsgebietes verbleiben oder dort interdisziplinär forschen (Thomä 1983b). Eine rühmliche Ausnahme bildete z. B. eine kleine Gruppe nichtärztlicher Psychoanalytiker, die als qualifizierte Wissenschaftler im Rahmen der American Psychoanalytic Association (Amerikanische Psychoanalytische Gesellschaft) ausgebildet waren. Günstige äußere Gründe trugen dazu bei, dass einige Analytiker aus dieser Gruppe (z. B. Luborsky, Holt, Pine, Schachter, Spence) später wissenschaftlich produktiv wurden und die mitgebrachte Kompetenz zum Besten der Psychoanalyse aufrechterhielten. Es ist also das Ausbildungsziel, das Einengung und eine Orthodoxie mit sich bringt, die den Zusatz "medical" zu unrecht trägt. Die Medizin fördert sonst überall Grundlagenforschung; es ist die Praxisorientierung der psychoanalytischen Ausbildung, die mit dem plakativen Begriff des Medikozentrismus versehen wird.

Allgemeine und spezielle wissenschaftliche Fragestellungen, also auch die psychoanalytische Therapieforschung, sprengen jede Art von Orthodoxie, und sie führen in der Psychoanalyse zur Kooperation mit den **Human- und Sozialwissenschaften**. Freud (1923a) unterstrich,

... dass sie als die einzige unter den medizinischen Disziplinen die breitesten Beziehungen zu den Geisteswissenschaften hat und im Begriffe ist, für Religions- und Kulturgeschichte, Mythologie und Literaturwissenschaft eine ähnliche Bedeutung zu gewinnen wie für die Psychiatrie. Dies könnte Wunder nehmen, wenn man erwägt, dass sie ursprünglich kein anderes Ziel hatte als das Verständnis und die Beeinflussung neurotischer Symptome. Allein es ist leicht anzugeben, an welcher Stelle die Brücke zu den Geisteswissenschaften geschlagen wurde. Als die Analyse der Träume Einsicht in die unbewussten seelischen Vorgänge gab und zeigte, dass die Mechanismen, welche die pathologischen Symptome schaffen, auch im normalen Seelenleben tätig sind, wurde die Psychoanalyse **zur Tiefenpsychologie** und als solche der Anwendung auf die Geisteswissenschaften fähig ... (Freud 1923a, S. 228; Hervorhebungen im Original).

Interdisziplinarität

Die Medizin, sofern sie dem kranken Menschen in seiner leib-seelischen Einheit gerecht zu werden versucht, hat prinzipiell **alle** Wissenschaften einzubeziehen, die geeignet sind, menschliches Leiden zu erforschen, zu heilen und zu lindern, und insofern ist auch die psychoanalytische Methode eine unter vielen Mägden, die keiner Fachdisziplin, wohl aber dem Kranken zu dienen hat. Sie hatte und hat mehr als etablierte Fachrichtungen um ihr gutes Recht zu kämpfen, ihren Tätigkeits- und Forschungsbereich zum Wohl der Kranken und der Gesellschaft selbst zu bestimmen und auszufüllen.

Dass die Psychoanalyse lange Zeit eine der minderen Mägde geblieben ist und sich Freud dagegen wehren musste, dass sie einem Dienstherrn – der Psychiatrie – untergeordnet wurde, hat ihre praktische und wissenschaftliche Entfaltung erschwert. Gerade die einst von Eissler (1965) begrüßte Trennung der psychoanalytischen Institute von den medizinischen Fakultäten und von den Universitäten überhaupt ist aber eine der Ursachen der beklagten **medizinischen Orthodoxie**. Denn Orthodoxien hätten in der wissenschaftlichen Medizin auf längere Sicht keine Überlebenschance. "Medikozentrisch" in dem Sinne, dass die Therapie ihr Mutterboden – und auch der Entstehungsort ihrer Kulturtheorie – ist, war die Psychoanalyse freilich aus gutem Grund immer und ist es geblieben. Besonders bei allen wissenschaftlichen Fragestellungen erweist sich die interdisziplinäre Position der Psychoanalyse ebenso wie ihre Abhängigkeit vom Austausch mit den Nachbarwissenschaften. Psychoanalytische Gesichtspunkte sind in den Humanwissenschaften – Philosophie (M. Cavell), Literatur (S. Marcus), Geschichtswissenschaften (P. Löwenberg), Linguistik (D. Flader) – fruchtbar geworden. Jede interdisziplinäre Zusammenarbeit führt aber auch zur Relativierung globaler Ansprüche der Psychoanalyse, sei es als therapeutische Disziplin oder als Kulturtheorie. Überall dort, wo sich an psychoanalytischen Instituten oder an Universitäten in den letzten Jahrzehnten Forschungsgruppen gebildet haben, werden Ideologien jedweder Herkunft untergraben

(Cooper 1984b; Thomä 1983b). Als entschiedener Verfechter der notwendigen Verbindung von Ausbildungsinstituten und Universitäten plädierte Cooper beim 50jährigen DPV-Jubiläum in Frankfurt für einen angemessenen Platz der Psychoanalyse im universitären Leben:

Das explosive Anwachsen neuer und alternativer Theorien stellt potentiell einen Fortschritt dar. Es ist durchaus möglich, dass wir uns am Ende in so disparate Schulen aufgeteilt wieder finden wie in der Frühzeit die von Adler, Jung und Freud oder wie die unterschiedlichen Schulen heute. Das ist keine schlechte Nachricht, aber wie ich schon gesagt habe, ist die Psychoanalyse kein Zweig der Philosophie, und unsere Zukunft wird von der Fähigkeit abhängen, eine unsere verschiedenen Schulen übergreifende intellektuelle Schärfe zu entwickeln. Das kann nur mit Hilfe der Herausbildung wissenschaftlicher Methodologien bewerkstelligt werden, die alle noch am Anfang stehen (Cooper 2001, S. 76).

Folgen der Institutionalisierung

Nicht die Institutionalisierung als solche hat zu Rigidität geführt, sondern deren Einseitigkeit, die schon von Anna Freud (1971, dt. 1980) beklagt wurde und die Kernberg in einer Reihe von Arbeiten (1986, 1996, 2000a) recht kritisch bewertet hat: In ihrer Struktur und Funktion gleichen psychoanalytische Institutionen eher Berufsschulen und theologischen Seminaren als Universitäten und Kunstakademien. Diese ungünstige Situation findet man überall, also auch dort, wo außerhalb der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung bei scheinbar liberaler Ausbildung ohne Zulassungsverfahren neben Ärzten auch Laienanalytiker ausgebildet werden. Anna Freuds Kritik gilt überall, wo die Forschung während der Ausbildung vernachlässigt wird und die praktische Erfahrung auf einige wenige Kontrollfälle beschränkt bleibt; die Verlängerung der Behandlungsdauer im Laufe der letzten Jahrzehnte und die damit verbundene Intensivierung der Kontrollarbeit ändert nichts Wesentliches an der Einschränkung.

Ohne hier auf das komplexe Thema der Lehr- und Kontrollanalysen näher eingehen zu können (Streeck u. Wertmann 1992), muss eine aufschlussreiche Beobachtung erwähnt werden: Die Therapien von Patienten verlängern sich in Abhängigkeit von der Dauer der Lehr- und Kontrollanalysen. Diese bestimmen also das, was die unabgeschwächte, die strenge und eigentliche Analyse in ihrer schulspezifischen Besonderheit ausmacht. Auf die narzisstischen Komponenten dieser ganz ungewöhnlichen Hochschätzung einer **Quantität**, nämlich der Zahl von Sitzungen und der Dauer von Analysen in Jahren und Jahrzehnten und ihre Folgen, hat Glover (1955, S. 382) schon vor langer Zeit aufmerksam gemacht. In einem Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie kann dieses Problem nicht unerwähnt bleiben. Denn die Lehr- und Kontrollanalysen beeinflussen die Praxis und die Berufsgemeinschaft stärker als alle anderen Aspekte der Ausbildung. Deren Verlängerung als einzige wesentliche Veränderung der Ausbildung während eines halben Jahrhunderts bringt schwerwiegende Probleme mit sich (A. Freud 1971, dt. 1980; 1983; Arlow 1982; Laufer 1982; Thomä 1991; Target 2003; Thomä u. Kächele 1999b; Kächele u. Thomä 2000; Thomä 2005a,b).

Aussicht auf Änderungen

Die Auswirkungen des schon genannten Pluralismus auf die Ausbildung werden Änderungen initiieren. Die gegenwärtigen Kontroversen über Theorie, Praxis und Zulassungsbedingungen zur Ausbildung reflektieren nach Meinung vieler ein Ende eines Autoritarismus (Eisold 2003; Kernberg 2000a; Renik 2003; Richards 2003; Wallerstein 1993, 2003).

Es ist viel versprechend, dass sich innerhalb und außerhalb der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung viele mit diesen Problemen befassen. So gibt Kernberg in seinem jüngsten Beitrag zu einem Panel bei der Mid-Winter-Tagung der American Psychoanalytic Association den Titel "Coming Changes in Psychoanalytic Education" (Kernberg 2005b). Ist man optimistisch, so kann man auf längere Sicht mit Veränderungen rechnen, die geeignet sind, die von Freud angestrebte Trias von Ausbildung, Krankenversorgung und Forschung zu verwirklichen. Diese auf Humboldt zurückgehende

universitäre Trias lag dem Eitington-Freud-Modell des Berliner Instituts zugrunde. Mit der Auflösung dieses Instituts durch den Nationalsozialismus ging sowohl die wissenschaftliche Zielsetzung als auch die soziale Anwendung der Psychoanalyse weltweit verloren. Balint (1948, 1953) hat hellsichtig auf die fatalen Konsequenzen dieses Verlustes hingewiesen. Dass Kurse am Abend, wie sie an den traditionellen Instituten stattfinden, hierfür nicht ausreichen, liegt auf der Hand (A. Freud 1966; Redlich 1968; Holzman 1976). Es dürfte kein Zufall sein, dass dort, wo die Psychoanalyse sich an universitäre Strukturen anlehnen kann, eine offenkundige Lebendigkeit und Kreativität zu konstatieren ist. Als Beispiel nennen wir hier das Columbia Psychoanalytic Institute an der Columbia University New York, wo Kernberg, Michels, Cooper u.a. tätig sind. In unserem Land wurde A. Mitscherlich durch seine akademische Position zum zweiten Gründungsvater der deutschen IPV-Nachkriegsanalyse (Hermanns 2001). Gegenwärtig sind die speziellen Talente psychoanalytischer Hochschullehrer in den psychoanalytischen Fachgesellschaften nicht mehr hoch im Kurs. Sobald es um Vorhaben der empirischen Forschung geht, wird jedoch die Zusammenarbeit mit Hochschullehrern unerlässlich, wie die DPV-Studie (Leuzinger-Bohleber et al. 2001a,b, die PAL-Studie (Rudolf et al. 2002; Grande et al. 2003), die München-Psychotherapie-Studie (Huber et al. 2001), oder die Göttingen-Studie (Leichsenring et al. 2005) zeigen (► Band 2, Abschn. 9.11).

Psychoanalytische Kompetenz

Besonders erfreulich ist aus unserer Sicht, dass endlich die Frage der psychoanalytischen Kompetenz und ihrer angemessenen Erfassung zu einem wissenschaftlichen Gegenstand erhoben werden (Sandell 2001a,b; Sandell et al. 2001). Wenn wir die Ausbildungskandidaten nicht durch ihre Ausbildungszeit - und d. h. im Wesentlichen durch Dauer und Stundenfrequenz der Lehranalysen - kennzeichnen müssten, sondern wie Musiker durch belegbare, d. h. hörbare Kompetenz definieren könnten, wie dies Spence (1981b) schon lange konzipiert hatte und auch jüngst Kernberg (2005b) aufgegriffen hat, dann würden Freiheitsgrade für die jeweils individuelle Gestaltung entstehen. Die durchweg erfreulichen Erfahrungen, die eine rasche Entwicklung der Psychoanalyse in Ost-Europa ermöglichten, gefördert durch vielfältige flexible Gestaltung der Lehrsituation einschließlich der Lehranalysen, belegt die Möglichkeit funktionaler Anpassungen der psychoanalytischen Ausbildung ohne substanzielle Qualitätseinbußen. Der Vorschlag von Tuckett (2005a), eine systematische Bewertung der Supervision und Ausbildungsberichte zu entwickeln, geht in diese Richtung. Er plädiert für einen Bezugsrahmen für die Beurteilung von Ausbildungsprogrammen innerhalb eines disziplinierten psychoanalytischen Pluralismus.

1.6 Richtungen und Strömungen

Zwischen Ich-Psychologie, Kleinianern und Objektbeziehungstheoretikern

Je mehr sich die Psychoanalyse ausdehnte, desto schwieriger wurde es, einen schulübergreifenden Konsens bezüglich ihrer wesentlichen Merkmale zu finden. Pine (1990) nennt vier psychoanalytische Psychologien: Trieb-, Ich-, Objektbeziehungs- und Selbstpsychologie; weitere Versionen wie intersubjektive oder interpersonelle (relational) sind dazugekommen.

Dies führte zu Polarisierungen, die wir an der Beziehung der beiden führenden Orientierungen exemplarisch abhandeln. Es sollte jedoch berücksichtigt werden, was Gabbard (2005) anlässlich des Berichts über ein Panel ausspricht: Persongebundene Unterschiede der Handhabung theoretischer Konzepte seien für mehr „disagreement“ verantwortlich als die sog. Schulzugehörigkeit. Auf der einen Seite blieben nach Rapaport (1960, S. 140) die psychosozialen Implikationen und die Objektbeziehungen in der psychoanalytischen Ich-Psychologie theoretisch ungeklärt. Auf der anderen Seite bezeichnet derselbe Autor die Objektbeziehungstheorie Kleins (1945, 1948) ironisch als Es-Mythologie. Die Stellung des Es in Theorie und Praxis ist hierbei der entscheidende Punkt. Die Ich-Psychologie ist im

Einflussbereich Lacans in den Verdacht geraten, oberflächlich zu sein (Kernberg 2002, S. 16), wiewohl Freud (1923b) das Ich tief im Es verwurzelt hatte. So hat Pontalis (1968, S. 150) die Frage aufgeworfen, ob nicht die amerikanische Ich-Psychologie grundlegende Begriffe wie das Unbewusste zerstöre und in eine Lernpsychologie einmünde.

Erikson erweiterte die Ich-Psychologie durch seine Anknüpfung an amerikanische Philosophen wie James, Cooley und Mead und ihre Beiträge zur Bildung der psychosozialen Identität und des Selbstgefühls (Cheshire u. Thomä 1986). Das weitere Schicksal des Eriksonschen Konzeptes in seiner speziellen Bedeutung für die Adoleszenz hat Bohleber (1992) ausgeführt. Für eine Wiedereinbindung akademisch-psychologischer Konzepte in die psychoanalytische Diskussion dieser Lebensphase plädiert kenntnisreich Helbing-Tietze (2004, S. 198).

Durch die Theorien Kleins über die frühe kindliche Entwicklung und wegen der von ihr empfohlenen tiefen Deutungen unter Umgehung der Widerstandsanalyse waren beträchtliche Gegensätze zur Ich-Psychologie entstanden, repräsentiert in der Schrift A. Freuds (1936) *Das Ich und die Abwehrmechanismen*. Zwischen den Polarisierungen bildete sich in London eine Mittelgruppe. Die nordamerikanische Psychoanalyse folgte noch lange der Ich-psychologischen Tradition (Kernberg 1972), aber die Kontroversen zwischen Kleinianern und Ich-Psychologen haben ihre polemische Schärfe verloren. Die Mehrheit befindet sich in der Mitte eines breiten Spektrums theoretischer und behandlingstechnischer Auffassungen (Schafer 1990). So hat Kernberg (2000b) bei einer kritischen Diskussion von M. Gill bei einem DGPT-Kongress darauf hingewiesen, dass Gills Kritik an der kleinianischen Position sich nur auf die kleinianische Technik vor dreißig Jahren bezieht. Die heutigen kleinianischen Autoren würden nach Gill die Notwendigkeit sehen, tiefe unbewusste Bedeutung im Hier und Jetzt zu analysieren (S. 314). Bei erneuter Betrachtung hat Thomä (1999) darauf hingewiesen, dass sich das kleinianische Verständnis des Hier und Jetzt von dem, das Gill vertritt, doch erheblich unterscheidet; allerdings ist dieses ohne Tonbandaufzeichnungen, die es von kleinianischen Autoren überhaupt nicht gibt, schwer zu belegen.

Unter dem wachsenden Einfluss der Bindungstheorie (Fonagy 2001), wie wir später noch aufweisen, ist eine kritische Revision zu erwarten. Frühe Objektbeziehungen werden in der normalen und pathologischen Entwicklung als entscheidende Stellgrößen gesehen (Person et al. 2005b, S. XV). Hierbei kommt es unbemerkt zu einem Bedeutungswandel: Dass sich während des ersten Lebensjahres depressive Reaktionen ereignen, wird auch von Autoren angenommen, die nicht von der depressiven Position im engeren Sinn als normaler Durchgangphase überzeugt sind.

Dieser Bedeutungswandel betrifft auch die Rolle der Aggression. Durch Klein (1935) wurde diese vom Todestrieb abgeleitet und als Motor seelischer Entwicklung in den frühen Entwicklungsphasen inthronisiert. Durch die entwicklungspsychologischen Untersuchungen von Parens (1979) ist die Frustrationstheorie der Aggression im Kontext von Trennungserlebnissen entschieden plausibler gemacht, als es die kleinianische Ableitung erlaubt, die keinerlei empirische Belege überhaupt vorzuweisen vermag. Auch die therapeutische Wirksamkeit der am Todestrieb orientierten Analysen ist wegen des Mangels an vergleichenden Untersuchungen offen. Trotzdem bleibt das Verdienst der kleinianischen Schule, die Aufmerksamkeit auf aggressive Phänomene in der Entwicklung und Symptombildung gerichtet zu haben. Allerdings wird auch genau dieses kritisch gesehen (Scharff 2002). Unter Berücksichtigung des bereits erwähnten Bedeutungswandels haben kleinianische Erkenntnisse sich auch dort Geltung verschafft, wo spezielle, auf die Todestriebhypothese zurückgehende Thesen abgelehnt werden. Die Frühgeschichte der Über-Ich-Bildung und die Bedeutung der frühen Über-Ich-Strukturen für die spätere seelische Entwicklung werden beispielsweise auch von Jacobson (1964) im 2. Lebensjahr angesetzt. Auch die Vordatierung ödipaler Konflikte auf das 2. und 3. Lebensjahr und der Einfluss präödipaler Faktoren und Konflikte auf die psychosexuelle Entwicklung und Charakterbildung sind weithin akzeptiert.

Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, dass schulspezifische Einseitigkeiten bei ihrer Übernahme in die allgemeine psychoanalytische Theorie entschärft werden. Bei Legierungen ist eine gegenseitige Beeinflussung und Durchdringung der Elemente unvermeidlich. In der Behandlungstechnik haben sich Kleins Annahmen über frühe Abwehrprozesse fruchtbar ausgewirkt. Hierbei handelt es sich nach Kernberg besonders um die Deutung der Spaltungsvorgänge, die beispielsweise die Entstehung negativer therapeutischer Reaktionen als eine Folge unbewussten Neides verständlicher machen und Freuds Auffassung ergänzen (► Abschn. 4.4.1).

Gibt es eine englische Schule?

Semantische Konfusionen schaffen manchmal Gemeinsamkeiten, die zu einflussreichen Begriffen mutieren können, wie dies mit der Bezeichnung der „englischen Schule“ geschehen ist. Klein und die Mitstreiter beeinflussten zwar Balint, Fairbairn, Guntrip und Winnicott; deren Unabhängigkeit von Klein wurde jedoch von Sutherland (1980) unterstrichen, indem er von den vier **britischen Objektbeziehungstheoretikern** sprach. Balint gebührt das Verdienst, die Zwei- und Dreipersonenpsychologie für die Behandlungstechnik nutzbar gemacht zu haben, nachdem er bereits 1935 die Bedeutung der Beziehung für die kindliche Entwicklung betont hatte. Im Gegensatz zu Klein, in deren Konzeption das Objekt, die mütterliche Person, sich v. a. durch kindliche Phantasien und deren Projektion konstituiert, ging Balint von der Wechselseitigkeit als Grundlage der Objektbildung aus.

Wir geben Balints Zwei- und Dreipersonenpsychologie den Vorzug vor anderen Interaktionstheorien aus einer Reihe von Gründen, die wir durch den Vergleich mit scheinbar ähnlich lautenden Auffassungen erläutern.

- Balint (1935) lässt offen, was sich zwischen zwei Personen jeweils abspielt. Er geht davon aus, dass es persönlichkeitspezifische Übertragungen und Gegenübertragungen ebenso gibt wie Einflüsse der jeweiligen theoretischen Auffassungen auf die analytische Situation.
- Dass sich die intrapsychische Konfliktwelt des Erwachsenen in der Beziehung darstellt, unterscheidet Balints Zweipersonenpsychologie von Sullivans (1953) interpersonaler Theorie mit ihrer Vernachlässigung der Innenwelt und der triebhaften Bedürfnisse.
- Der wesentliche Unterschied zum "bipersonalen Feld" von Langs (1976) besteht u. a. darin, dass es für Langs eine ausgemachte Sache zu sein scheint, dass sich dieses Feld besonders durch die Prozesse der projektiven und introjektiven Identifikation konstituiert und strukturiert.
- Balint lässt vieles offen, wo Langs und mit ihm andere Autoren schon alles zu wissen glauben, was sich in der analytischen Situation abspielt, und v. a. warum es sich so abspielt. Natürlich ist niemand frei von theoretischen Auffassungen. Balint hat aber stets die Vorläufigkeit seiner Aussagen und die Bedeutung des Standorts des Beobachters betont. Diese Relativierung ist einer der Gründe dafür, dass Balint als Antidogmatiker gewirkt und keine Schule begründet hat. Balints Zweipersonenpsychologie korrespondiert mit allgemeinen und speziellen wissenschaftlichen Entwicklungen.

Veränderungen in der psychoanalytischen Technik

Wir kommen nun noch zu einem weiteren wichtigen Thema, das die Veränderung der psychoanalytischen Praxis anzeigt. Im Aufkommen der Objektbeziehungspsychologie kann man auch ein Anzeichen dafür sehen, dass Patienten wegen der um sich greifenden basalen Verunsicherung im Analytiker einen Rückhalt suchen, der nicht nur als Wiederholung infantiler Erwartungen und Enttäuschungen angesehen werden sollte. Hierbei eröffnen sich Möglichkeiten, die interpretative Technik der Psychoanalyse in Bereiche auszudehnen, die noch ungenügend erschlossen sind, weil lange Zeit zu wenig auf die Beziehung im Hier und Jetzt geachtet wurde. Da wir selbst aus der Kenntnis der Entwicklung von Polarisierungen

großen Gewinn gezogen haben, wollen wir den Leser nun anhand markanter Beispiele darüber informieren, wie die psychoanalytische Technik in ihre gegenwärtige Lage hineingeraten ist.

Die beiden herausragenden internationalen Konferenzen über die Theorie der therapeutischen Resultate in Marienbad 1936 und in Edinburgh 1961 markieren einen Zeitraum, innerhalb dessen sich nicht nur die Behandlungstechnik verändert hat. Friedman (1978) hat das Konferenzklima in Marienbad mit dem von Edinburgh verglichen. Uns scheint dieser Vergleich sehr aufschlussreich zu sein.

Bestand in den 30er-Jahren noch eine große Offenheit, so charakterisiert Friedman das Konferenzklima des Jahres 1961 mit dem Bild eines Belagerungszustands:

Über dieser Konferenz hing die Atmosphäre einer belagerten Stadt, und sie unterschied sich damit radikal von den Schriften Freuds und vom Klima der Marienbader Konferenz. ... Die Teilnehmer in Marienbad bemühten sich nicht darum, einen verbotenen Weg zu vermeiden. Sie fühlten sich sogar recht wohl dabei, wenn sie sich auf unbekannte Wechselwirkungen zwischen Patienten und Analytikern bezogen. Was war also geschehen, dass die Teilnehmer in Edinburgh so vorsichtig auftraten? Warum war die Interpretation zum Kampftruf geworden? (S. 536; Übersetzung durch die Autoren).

Den Kampftruf "Deutung" führen auch wir darauf zurück, dass "the widening scope of psychoanalysis" die Festlegung psychoanalytischer Identität notwendig zu machen schien (Gitelson 1964). Die Psychoanalyse trat über die Ufer des Hauptstromes („mainstream“) hinaus. Verhaltenstherapie und die "client-centered therapy" von Rogers waren als konkurrierende Verfahren entstanden. Der Psychotherapieboom kam ins Rollen.

Die doppelte Beunruhigung führte nach innen und außen zu Abgrenzungen, die sich v. a. in Eisslers (1953) **normativer Idealtechnik** ("basic model technique") als der genuinen psychoanalytischen Methode vollzogen. Aufschlussreich ist, dass Eissler (1949) in der Festschrift für Aichhorn die Therapie von Delinquenten noch als authentische Psychoanalyse bezeichnet hatte. Auch in seiner gegen die damalige, von Alexander gegründete Chicagoer Schule gerichtete Streitschrift deklarierte Eissler (1950) jede Technik als psychoanalytische Therapie, die mit psychotherapeutischen Mitteln strukturelle Veränderungen anstrebe oder erreiche, ganz gleichgültig, ob sie tägliche oder unregelmäßige Gespräche notwendig mache und ob sie die Couch benütze oder nicht (Gill 1994).

Es ist klar, dass es hier nicht um den Nachweis irgendeiner beliebigen Veränderung ging, die durch irgendwelche, beispielsweise suggestive Faktoren zustande gekommen sein könnte. Nein, Eisslers Forderung impliziert im Nachweis der therapeutischen Wirksamkeit der Methode auch die Bewährungsprobe für die psychoanalytische Theorie. Denn diese richtet sich ja auf die Entstehung innerseelischer Strukturen. Über den Weg der kausalen psychoanalytischen Therapie und durch den Nachweis von Veränderungen lassen sich auch Rückschlüsse auf die Entstehung seelischer und psychosomatischer Erkrankungen ziehen. Trotz seiner heftigen Kritik an Alexanders manipulierender Korrektiven emotionalen Erfahrung vertrat Eissler also zunächst noch eine Offenheit im Geiste des Marienbader Symposions. Erst 1953 wurde die normative Idealtechnik geboren, deren einziges Mittel die Deutung ist (Eissler 1953, S. 110). Die klassische psychoanalytische Technik ist demnach "eine Therapie, bei welcher das Deuten das ausschließliche bzw. das führende oder vorherrschende Mittel der Wahl darstellt" (Eissler 1958, dt. 1960, S. 611). Es ist beachtlich, dass die normative Idealtechnik eine Erfindung von Eissler ist. Freud hat ganz anders gearbeitet, als Eissler vorschreibt (Cremerius 1981).

Einschränkungen durch die normative Idealtechnik

Nun waren Grenzlinien gezogen, die scheinbar eine klare Unterscheidung dessen zuließen, was die klassische Technik vom Rest der psychoanalytischen und psychotherapeutischen Welt trennt. Hierbei wird von allen Variablen abgesehen, die es in der psychoanalytischen

Praxis gibt. Eissler geht nämlich von Symptombildungen und Persönlichkeitsstrukturen aus, die eine „reine Psychoanalyse“ zulassen. Unter den durchschnittlichen Bedingungen der analytischen Praxis sind auch nach Eisslers Meinung Variationen der Technik notwendig (1958, dt. 1960, S. 610). Die normative Idealtechnik hat alles außer der Deutung beseitigt: sie hat eine reine Fiktion geschaffen. Dies räumte Eissler (1958, dt. 1960,) selbst ein, als er in der Diskussion mit Loewenstein sagte: "dass niemals ein Patient mittels einer reinen Deutungstechnik analysiert worden ist" (S. 612). Von Blarer u. Brogle (1983) haben Eisslers Thesen mit der Gesetzestafel verglichen, die einst Moses vom Heiligen Berg gebracht hat. Nun wäre zumindest unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten gar nichts gegen einen Methodenpurismus einzuwenden, wie er in der normativen Idealtechnik Eisslers gefordert wird. Doch es blieb im Großen und Ganzen bei der Kodifizierung, ohne dass gründlich untersucht wurde, wie sich die Gesetze auf die Praxis auswirken, inwieweit sie eingehalten und wo sie übertreten werden. Nur eine Funktion erfüllte die normative Idealtechnik vorzüglich: die der Demarkation, ohne dass diese durch empirische Untersuchungen gestützt worden wäre.

Die gegenwärtige Situation

„Wohin steuert die Psychoanalyse“, fragt Altmeyer (2004, S. 1111). Seit über zwanzig Jahren herrscht eine Stimmung des Aufbruchs. Wohin die Reise geht, hat J. Sandler mit sicherem Gespür ins Auge gefasst und in dem zirkulären Satz zum Ausdruck gebracht, dass Psychoanalyse das ist, was Psychoanalytiker in ihrer Praxis tun (1982, S. 44). Die Einfachheit dieses Gedankens ist frappierend, und sie wird der Vielfalt dessen gerecht, was die psychoanalytische Praxis ausmacht. Tatsächlich gilt in der Öffentlichkeit und für den jeweiligen Kranken weithin diese pragmatische Definition. Wir sind also nun bei der Praxis, wie sie ist und auch wie sie von außen gesehen wird, und nicht mehr bei formalen Kriterien oder idealen Forderungen, wie diese Praxis sein sollte. Sandler begründet seine These damit, dass ohnedies ein guter Analytiker in jedem Fall seine Technik modifiziere und diese den Patienten anpasse, weil das, was angemessen sei, von Patient zu Patient variere. Wenn ein Patient nur ein- oder zweimal in der Woche kommen könne, dann stelle sich der Analytiker darauf ein und modifiziere die Behandlungstechnik. Die psychoanalytische Einstellung ("psychoanalytic attitude") wird nun zum entscheidenden Kriterium, womit die stets unbefriedigenden Diskussionen über formale Merkmale wie Häufigkeit der Sitzungen, Liegen oder Sitzen und Dauer der Analyse aufgegeben werden könnten.

Bildung der psychoanalytischen Haltung

Man gelangt somit notwendigerweise zu der Frage, was ein Analytiker ist und wie sich die psychoanalytische Haltung (Schafer 1983) bildet. Nun verlagert sich das Problem auf die Ausbildung. Sandler glaubt, dass die Unterweisung in der klassischen Analyse die beste Voraussetzung für die Bildung der analytischen Einstellung schaffe. Die Verinnerlichung der Psychoanalyse und den eigenen Stil finde der Analytiker ohnedies erst nach vielen Jahren in der eigenen Praxis. Die eigenen Erfahrungen sind gewiss durch nichts zu ersetzen, aber wenn Flexibilität den guten Analytiker ausmacht, dann müssen die Vorbereitungen auf die Praxis auf dieses Ziel hin ausgerichtet werden. Man wird kaum sagen können, dass die normative Idealtechnik, die beispielsweise dem Analytiker vorschreibt, keine Fragen an den Patienten zu stellen, eine analytische Einstellung impliziert, die nach Sandler den guten Praktiker auszeichnen sollte. Selbstverständlich werden mit Sinders Betonung qualitativer Gesichtspunkte rein quantitative Gesichtspunkte nicht völlig nebensächlich. Die Zeit, die Regelmäßigkeit, Dauer und Frequenz von Sitzungen bleiben wichtige Größen, von denen vieles abhängt, die aber nicht darüber bestimmen können, was in der Zeit **qualitativ** geschieht. Deshalb können sie auch nicht zum Maß des Unterschieds zwischen analytischer Psychotherapie und Psychoanalyse werden.

Sieht man die psychoanalytische Standardtechnik und die analytische Psychotherapie mit Wyatt (1984) nicht als Alternativen, dann wird genau das Thema wesentlich, das dieser Autor am Ende einer längeren Studie aufwirft: Wenn sich nämlich in vielen Fällen erst recht

spät im Verlauf beurteilen lässt, "ob es sich hier um eine **eigentliche** Analyse oder eine **wirkliche** Psychotherapie handelt" (Wyatt 1984, S. 96; Hervorhebungen im Original), möchte man gerne wissen, was den Unterschied zwischen "eigentlich" und "wirklich" ausmacht. Wir glauben, dass die weitere Klärung dieser Frage durch die Vermischung berufspolitischer und sachlicher Interessen kompliziert wird. Die institutionalisierte Psychoanalyse neigt zur Orthodoxie, die von Abgrenzungen am grünen Tisch lebt. Dann scheinen empirische Untersuchungen überflüssig zu sein, die das Wissen darüber, was die „eigentliche“ Psychoanalyse auszeichnet, präzisieren könnten.

In der Praxis bewegt man sich auf einem Kontinuum, das keine scharfen Abgrenzungen zulässt. Denn mit der normativen Idealtechnik konnte noch nie ein Patient behandelt werden: Sie wurde als Fiktion für einen Patienten konstruiert, den es nicht gibt. Die speziellen Mittel, allem voran die Deutung von Übertragung und Widerstand, sind in ein Netzwerk von supportiven und expressiven – d. h. konfliktaufdeckenden – Techniken eingebettet, auch wenn durchaus Schwerpunkte bestehen, wie die Menninger-Studie zeigt. Aufgrund seiner Erfahrungen im Rahmen dieser Studie hat Kernberg (1984, S. 151) vorgeschlagen, zwischen Psychoanalyse, konfliktaufdeckender (expressiver) und unterstützender Psychotherapie anhand folgender Dimensionen und ihrer graduellen Ausprägung zu unterscheiden:

- bezüglich der hauptsächlichen technischen Mittel wie Klärung, Deutung, Suggestion und Eingriffe in die soziale Umwelt,
- hinsichtlich der Intensität der Deutung der Übertragung und schließlich
- im Hinblick auf den Grad der aufrechterhaltenen technischen Neutralität.

Doch auch dieser Unterscheidungsversuch dürfte an der Empirie scheitern, wie wir in ► Band 2 diskutieren.

Hat man sich von den scharfen Grenzziehungen befreit, eröffnet sich ein weites Feld, das durchaus **Unterscheidungen** notwendig macht. Es ist eine Herausforderung, Analysen oder schulgebundene Techniken miteinander und mit analytischen Psychotherapien zu vergleichen. Solche Vergleichsuntersuchungen halten wir für unerlässlich (Thomä u. Kächele 2005). Sieht man in der nachhaltigen therapeutischen Veränderung die Rechtfertigung therapeutischen Handelns, dann verlieren alle Methoden und Techniken ihre Selbstherrlichkeit und müssen es sich gefallen lassen, dass ihr wissenschaftlicher Erkenntnisgewinn am praktischen Nutzen, den ein bestimmter Patient aus der Therapie gezogen hat, relativiert wird. Deshalb plädieren wir für qualifizierende Unterscheidungen, die den Patienten nur zugute kommen können. Diese sind – mit Ausnahme der Ausbildungskandidaten – primär nicht an der Frage interessiert, ob sie sich nun in Analyse oder in Psychotherapie befinden. Patienten suchen die bestmögliche Hilfe. Die Unterscheidungen entstehen zunächst im Kopf von Analytikern. Wir vermuten, dass die Häufung guter Stunden im Sinne von Kris (1956a) oder die Häufigkeit mutativer Deutungen (► Abschn. 8.4) dem Analytiker das Gefühl verleiht, zur Eigentlichkeit gelangt zu sein. Andere Merkmale hängen mit der Intensität der Fokussierung und den Zielsetzungen zusammen (► Kap. 9). Diese subjektiven Erfahrungen des Analytikers sind durch Verlaufs- und Ergebnisuntersuchungen bezüglich der Auswirkungen auf den Patienten zu überprüfen. Deshalb unterstreichen wir Kernbergs einige Jahre zurückliegende Ansicht (1982),

dass die strikte **Trennung** der Psychoanalyse als Theorie und Technik von der Erforschung der Theorie und Technik der psychotherapeutischen Praxis aus vielen Gründen der psychoanalytischen Praxis selbst Schaden zufügen könnte (S. 8; Hervorhebung im Original, Übersetzung durch die Autoren).

Bedauerlicherweise teilen diese Ansicht nur wenige; selbst Kernberg (1999) zieht es an anderer Stelle vor, die Unterscheidung von "psychoanalysis proper", "supportive-expressive psychotherapy" und "supportive psychotherapy" unnötig zu akzentuieren. Das durch die Autoren favorisierte Modell der Technik wird von einem dimensional Denken bestimmt (► Abschn. 8.9): in jeder Sitzung wird interaktiv – ob bewusst oder unbewusst – reguliert,

welche behandlungstechnischen Elemente (Dimensionen) für die Integration unbewusster Konflikt des Patienten dienlich sind.

Box Start

Wir lokalisieren den Schaden auf zwei Ebenen: Die strikte Trennung, wie sie am entschiedensten in der normativen Idealtechnik vollzogen wurde, förderte eine orthodoxe, neoklassische Einstellung, die das Indikationsgebiet immer enger werden ließ. Damit wurde auch die Basis für neue Erkenntnisse schmaler. Da die therapeutische Effektivität mit Sicherheit nicht nur vom Deutungsinstrumentarium des Analytikers abhängig ist, ergaben sich auch in diesem Bereich Einschränkungen. Auf der anderen Ebene, nämlich der Ebene der analytischen Psychotherapie, wurde viel experimentiert, variiert und modifiziert, ohne dass die gesammelten Einsichten und Erkenntnisse den ihnen zustehenden Einfluss auf die Weiterentwicklung der gesamten Psychoanalyse gefunden haben. Allerdings hat auch die IPV die Zeichen der Zeit erkannt und mit der Etablierung eines Komitees zur Forschung seit mehr als zehn Jahren ein Zeichen gesetzt. Ein öffentlich zugängliches Weißbuch – der "Open Door Review of Psychoanalysis" informiert über den aktuellen Stand der evaluativen Forschung zur breit definierten „psychoanalytischen Therapie“, die in den letzten zehn Jahren beträchtlich an Qualität gewonnen hat (Fonagy et al. 2002). Für die bundesdeutsche Psychoanalyse ist die von der DGP-Initiierte Stellungnahme von sicherlich weit reichender Bedeutung (Hau u. Leuzinger-Bohleber 2004).

Box Stop

1.7 Soziokulturelle Veränderungen

Auflösung traditioneller Strukturen

Die Lösung der heutigen behandlungstechnischen Probleme kann nicht durch die Nachahmung von Freuds großzügiger und natürlicher psychoanalytischer Einstellung zu seinen Patienten gefunden werden, auch wenn wir darin ein willkommenes Antidot gegen Stereotypen sehen. Die praktischen und theoretischen Problemlösungen, die Freud gefunden hat, können in der Gegenwart nur insofern als Vorbild dienen, als Ähnlichkeiten oder Übereinstimmungen zwischen damals und heute bestehen.

Die tief greifenden Veränderungen der Welt seit dem 2. Weltkrieg und die geopolitische Veränderung durch den Niedergang des Sowjetsystems sowie die globalen Verunsicherungen des Atomzeitalters wirken über den Weg der Auflösung von sozialen und familiären Strukturen auf den Einzelnen ein. Hierbei ergeben sich einerseits große zeitliche Verschiebungen. Es zieht sich oft über Generationen hin, bis historische und psychosoziale Prozesse sich so auf das Familienleben auswirken, dass seelische oder psychosomatische Erkrankungen des Einzelnen daraus erwachsen (Cierpka 2003). Die transgenerationale Vermittlung pathologischer Familienstrukturen ist in den letzten Jahrzehnten in der Aufarbeitung des Holocausts besonders untersucht worden. Diese Transmission von Holocaust-Erfahrungen von der ersten Opfergeneration zu den nachfolgenden wurde von Kestenberg (1989) mit einem spezifischen Begriff belegt: Transposition. Laub (2002) skizziert die spezifischen Transmissionsvorgänge bei israelischen Soldaten im Yom-Kippur-Krieg, die Kinder von Holocaust-Überlebenden waren. Er betont besonders, dass die Zusammenarbeit von Analytikern mit Wissenschaftlern anderer Disziplinen, insbesondere mit Historikern, keine Einbahnstraße ist“ (Laub 2003, S. 940). Allerdings zeigen sorgfältige Nachuntersuchungen, dass die Befundlage nicht für eine durchgängige Transmission spricht (Kellermann 2001). Sagi-Schwartz et al. (2003) stellen bei den unmittelbar Betroffenen, die nun Großeltern sind, mit Untersuchungen mit dem Erwachsenen-Bindungsinterview nach wie vor mehr Anzeichen von traumabedingtem Stress fest, aber diese Menschen zeigen doch eine relativ geglückte Anpassungsleistung. Sie konnten ihren Töchtern protektive, schützende Erfahrungen vermitteln. Es dürfte kennzeichnend sein, dass die psychoanalytische Diskussion verfügbare epidemiologische Untersuchungen (Schepank 1987) oder

entwicklungspsychobiologische Befunde nicht ausreichend zur Kenntnis nimmt. So betont Kagan (1982) die Bedeutung der kindlichen Fähigkeit, traumatische Erfahrungen zu bewältigen, was als „resilience“ eingedeutscht wurde (s. auch Fonagy et al. 1994).

Es besteht zunehmend Übereinstimmung darüber, dass seelische und körperliche Gesundheit/Krankheit durch protektive Faktoren wie biologische Konstitution, Eltern-Kind-Beziehung und sozioökonomische Bedingungen nachhaltig beeinflusst werden. Weiterhin spielen Risikofaktoren wie biologische Konstitution, Eltern-Kind-Beziehung und sozioökonomische Bedingungen eine erhebliche Rolle. Hinzu kommen aktuelle Belastungen, Gesundheitsfehlverhalten, seelische Konflikte und Lebenskrisen. Betrachtet man unser Wissen über protektive biographische Faktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Erkrankungen so sind nach Hoffmann et al. (1997) folgende Einflussgrößen zu nennen:

- Dauerhafte gute Beziehung zu mindestens einer primären Bezugsperson,
- Großfamilie/kompensatorische Elternbeziehungen/Entlastung der Mutter,
- gutes Ersatzmilieu nach frühem Mutterverlust,
- robustes, aktives und kontaktfreudiges Temperament,
- soziale Förderung (z. B. Jugendgruppen, Schule, Kirche).

Weiterhin sind verlässliche unterstützende Bezugspersonen auch im Erwachsenenalter in ihrer protektiven Bedeutung nicht zu unterschätzen (Buchheim u. Kächele, im Druck).

Unbewussten Einstellungen, wie sie mit ihren jeweils typischen Inhalten in Familien tradiert werden, folgen den Mustern des **Familienromans**. So ergeben sich ausgesprochene Asynchronen zwischen der Änderungsgeschwindigkeit in familiären Traditionen und historischen und soziokulturellen Prozessen.

Die sexuelle Revolution hat die Verdrängung der Sexualität insgesamt verringert, und die Pille hat die Emanzipation der Frau entscheidend gefördert und ihr mehr Selbstbestimmung in der Geschlechtsrolle ermöglicht. Hysterische Erkrankungen sind – der Voraussage der psychoanalytischen Theorie entsprechend – seltener geworden. Ödipale Konflikte scheinen heutzutage eher zu persistieren, als dass sie sich komplexhaft zum Über-Ich strukturieren.

Auswirkungen

Da die psychoanalytische Untersuchungsmethode sich hauptsächlich mit der typischen familiären Entstehungsgeschichte seelischer Erkrankungen unter besonderer Berücksichtigung der Kindheit befasste, wurden die psychosozialen Einflüsse auf die Adoleszenz, die dem Jugendlichen eine "zweite Chance" (Blos 1985, S. 138) geben, bis zu Eriksons Werk unterschätzt (Bohleber 1996). Auch die Faktoren, durch welche Symptome aufrechterhalten werden, kamen lange behandlungstechnisch zu kurz. Diese Vernachlässigungen wirkten sich nur wenig aus, weil die frühe Es-Analyse und die spätere Ich-psychologisch begründete Widerstandsanalyse von stabilen, ja von rigiden, früh erworbenen Strukturen ausgehen konnten. Der Analytiker verhalf dem Patienten zu größerer innerer Freiheit: die strengen Inhalte der Über-Ich-Gebote aus der Identifizierung mit dem unterdrückenden Patriarchen wurden gegen menschenwürdigere Wertsetzungen ausgetauscht. Strachey (1934, dt. 1935) beschrieb diesen therapeutischen Vorgang vorbildlich.

Ungefähr gleichzeitig kam freilich ein Thema auf, das seit zwei Jahrzehnten in den Mittelpunkt gerückt ist und das als Kontrapunkt zur Auflösung psychosozialer und historisch gewordener Strukturen angesehen werden kann – das Thema der Sicherheit. Es ist kein Zufall, dass im Zeitalter von Narzissmus und Ideologien (Lasch 1979; Bracher 1982) das Thema der Sicherheit einen so bedeutenden Platz in der Diskussion über die psychoanalytische Behandlungstechnik einnimmt, obwohl es ein Leichtes ist, die Anfänge über die 30er-Jahre zu Freud und zu Adler zurückzuverfolgen. Die Wirkung der Innovationen Kohuts ist wohl auch darin begründet, dass Patienten und Analytiker gleichermaßen mit der aufgliedernden

Konfliktpsychologie unzufrieden sind und nach Ganzheit und Bestätigung, nach narzisstischer Sicherheit suchen.

Aspekte der Gegenwart

Da erst in unserer Zeit epidemiologische Untersuchungen über die Häufigkeit von Neurosen durchgeführt werden (Häfner 1985; Schepank 1987) können naturgemäß keine exakten Vergleiche mit früheren Zeiten gezogen werden. Man ist auf die Einschätzung von Eindrücken angewiesen, die auch deshalb unzuverlässig sind, weil es bei den diagnostischen Bezeichnungen starke Modeströmungen gibt. Ohne Zweifel ist aber der Psychoanalytiker heute mit Problemen konfrontiert, die nicht im Mittelpunkt von Freuds Praxis standen (Thomä u. Kächele 1976).

Die meisten Menschen in den westlichen Demokratien leben in einem sozialen Netz, das sie gegen Schicksalsschläge und nicht zuletzt gegen die Risiken bei Erkrankungen absichert. In der Praxis deutscher Psychoanalytiker gibt es so gut wie keine unversicherten Selbstzahler mehr. Kranke aus allen Bevölkerungsgruppen können nun auf Kosten der Krankenkasse und damit der Gemeinschaft der Versicherten eine psychoanalytische Behandlung finden. Damit erfüllt sich in Westdeutschland und in anderen Ländern die Vorhersage Freuds (1919a). Mehr noch als früher geht es heute um die therapeutische Effektivität der Psychoanalyse. Auch bestätigt sich die Annahme Eisslers, dass

die sozialisierte Medizin eine große Rolle bei ihrer [der Psychoanalyse] zukünftigen Entwicklung spielen wird. Wir können nicht erwarten, dass die Gesellschaft große Geldbeträge aufbringt, die für die Analyse eines einzelnen notwendig sind, wenn Symptomheilungen bei einer großen Zahl von Patienten möglich sind (Eissler nach Miller 1975, S. 151; Übersetzung vom Verf. durch die Autoren).

Wir vertreten die Auffassung, dass die wissenschaftliche Begründung der Psychoanalyse und ihre therapeutische Effektivität viel enger zusammenliegen, als gemeinhin angenommen wird. Der soziale Druck und die zunehmende Konkurrenz haben zu Recht die Anstrengungen von Psychoanalytikern, die Wirksamkeit ihres Tuns wissenschaftlich zu begründen, intensiviert (► Band 2, Abschn. 9.11).

1.8 Konvergenzen und Divergenzen

Bei der Abfassung der ersten Auflage des Lehrbuchs vor mehr als 20 Jahren sprachen wir von Konvergenzen zwischen den psychoanalytischen Schulen. Die Kritik von innen und außen hatte wesentliche Veränderungen eingeleitet. Dabei waren deutliche Trends zur Annäherung und zur Integration der verschiedenen Strömungen zu erkennen (M. Shane u. E. Shane 1980). Wir glaubten damals von **Konvergenzen** sprechen zu können, die sich zwischen den psychoanalytischen Schulen, aber auch in der Beziehung zwischen der Psychoanalyse und ihren Nachbardisziplinen abzeichnen. Nancy Andreasen hat uns in ihrer Besprechung (1988, S. 884, ► Vorwort) zu Recht den wunscherfüllenden Charakter dieser Feststellung vorgehalten, sodass wir heute auch Divergenzen nicht außer Acht lassen werden. Damals haben wir bereits auf die bestehende revolutionär-anarchische Situation hingewiesen. Wie wir im Vorwort erwähnt haben, hat Wallerstein mit seinem Vortrag „One psychoanalysis or many“ den Pluralismus innerhalb der IPV endlich benannt. Jedoch Fonagy (2003c) spricht von Fragmentierung und hält die Bezeichnung „Pluralismus“ für einen Euphemismus. Eine freundlichere Einschätzung findet Williams (2005): „We live, psychoanalytically, in an age of multiple conceptual systems that have emerged from interpretations and developments of the classic paradigm“ (S. 189). Es ist vermutlich eine Frage des Standpunktes, ob man jeden nach seiner Façon selig sein lassen will oder ob man die Herausforderungen annimmt, die mit der Vielzahl von konzeptuellen Neuerungen als wissenschaftliches Problem verbunden sind.

Erweiterte Objektbeziehungstheorien

Wie die für die Zwei- und Dreipersonenpsychologie unerlässlichen Objektbeziehungstheorien bliebe auch die **Ich-Psychologie** ohne das "dialogische Leben", ohne das Du (Buber 1923), auf sich selbst beschränkt (s. auch Bohleber 2004, S. 100ff.). In der Ich-psychologischen Richtung wurde die Behandlungstechnik zunächst nach dem Modell des innerseelischen Konflikts systematisiert. Vorbildlich wurden A. Freuds (1936) Hervorhebung der Bedeutung der **Abwehrmechanismen**. Hier führte sie "Gesichtspunkte für die psychoanalytische Therapie" auf, die deren Reichweite am **innerpsychischen Konflikt** (S. 74f.) festlegten. Gleichzeitig brachte Hartmanns (1939) bahnbrechender Beitrag "Ich-Psychologie und Anpassungsproblem" einen stärkeren Austausch mit den Sozialwissenschaften mit sich, wobei die Sozialpsychologie eine vermittelnde Rolle spielen sollte. Fürstenau (1964) und Carveths (1984a) kritische Studien machen freilich den Mangel an echter interdisziplinärer Zusammenarbeit deutlich.

Die **Objektbeziehungstheorien** sind seit der Erkenntnis, dass der Analytiker als "neues Objekt" (Loewald 1960) wirksam wird, auf dem Weg zur Anerkennung des Subjekts und der Intersubjektivität in der analytischen Situation. Hierfür ist die Diskussion über die Erweiterung des Übertragungsbegriffs charakteristisch (► Abschn. 2.5). Wir sehen heute klarer, dass die psychoanalytische Methode ihre Grundlage von jeher in der Bipersonalität hatte. Gerade die unbewussten Anteile der Objektbeziehungen erschließen sich erst durch eine interaktionelle Betrachtungsweise. Alles spricht dafür, dass die großen therapeutischen und wissenschaftlichen Probleme der Intersubjektivität, von Übertragung und Gegenübertragung, nun lösbar geworden sind. Ausgehend von einem an Merton M. Gill angelehnten sozialwissenschaftlichen Verständnis der psychoanalytischen Methode als einzigartiger Form einer intersubjektiven Praxis und unter Zugrundelegung der „Bifokalität der Übertragung“ (Thomä 1999) und der damit gegebenen gegenseitigen Einflussnahme von Analytiker und Patient lassen sich die vorherrschenden Theorien hinsichtlich der Konzepte von Übertragung und Gegenübertragung ordnen. Wir setzen uns dabei von einer totalistischen Sicht der Übertragung (Joseph 1985) ebenso ab wie vom übersteigerten Subjektivismus eines absolut gesetzten Gegenübertragungskonzepts (Thomä 2000, 2001a). Es kann dabei nicht übersehen werden, dass die Modernisierung der Psychoanalyse auch fundamentalistische Gegenströmungen erzeugt (Altmeyer u. Thomä 2006).

Es geht hierbei handlungstechnisch u. a. um die Identifizierung des Patienten mit den Funktionen des Analytikers (Thomä 1981b). Diese Funktionen werden nicht als abstrakte Prozesse wahrgenommen. Der Patient erlebt sie im persönlichen therapeutischen Kontext. Die Identifikationen mit den Funktionen des Analytikers sind also im Sinne Loewalds an beispielgebende Interaktionen mit ihm gebunden und nur künstlich von diesen zu isolieren. Der Mitmensch, mit dem man sich identifiziert, wird nicht als Objekt introjiziert und innerseelisch isoliert abgebildet. Loewald betonte, dass es nicht zur Introjektion von Objekten, sondern von *Interaktionen* komme (Loewald 1980, S. 48). An diese sind neue Erfahrungen gebunden, die also aus Übertragungen herausführen. Im Spannungsfeld zwischen Übertragung (Wiederholung) und Begegnung (Emergenz) vollziehen sich therapeutische Veränderungen.

Tatsächlich geht es bei den psychoanalytischen Beschreibungen der unbewussten Anteile von Objektbeziehungen um Handlungsaspekte und deren Abbildung in der (unbewussten) Phantasiewelt. Was sich als "inneres Objekt" niederschlägt, ist kein isolierter Gegenstand, sondern ein Erinnerungsbild, das von einem Handlungskontext eingerahmt ist. Es ist folgerichtig, dass Schafer (1976) zur Handlungssprache gelangte, nachdem schon Kris (1947) die Aktionsforschung als die der Psychoanalyse gemäße wissenschaftliche Annäherungsweise bezeichnet hatte. Die Objektabbildungen vollziehen sich von Geburt an innerhalb eines qualitativ vielfältigen Handlungskontextes, der durch familiäre und nichtfamiliäre Kontexte angereichert wird (Akhtar 2005). Durch wiederholte kommunikative Akte entstehen unbewusste Schemata, die eine große Stabilität erreichen können. Solche zeitüberdauernden Strukturen gehen mit Übertragungsbereitschaften einher, die sich mehr oder weniger rasch und leicht auslösen lassen.

Diese Prozesse bilden den Kern des tradierten Übertragungskonzeptes, für das auch empirisch eine Fülle von Belegen existiert (Luborsky u. Crits-Christoph 1998; (Albani et al. 2002, 2003). Natürlich deckt diese erfolgreiche Operationalisierung nicht den ganzen Reichtum der klinischen Handhabung ab, wie Dreher (1999) zu Recht bemerkt; sie ist aber gut genug, um ein Desiderat der Therapieforschung zu erfüllen, wenn es um die Genauigkeit von Interpretationen geht (Crits-Christoph et al. 1998). Ob es bereits an der Zeit ist, das Konzept der Übertragung aufzugeben, und bescheidener nur von „habitual relationship pattern“ zu sprechen, wie Schachter (2002) vorschlägt, wollen wir hier offen lassen.

Die Mutter-Kind-Beziehung

In den psychoanalytischen Objektbeziehungstheorien waren interaktionelle Kontexte von Anfang an impliziert. Ihre Bedeutung ist nicht zuletzt durch die ständig wachsenden Erkenntnisse über die Kind-Mutter-Beziehung in den Mittelpunkt geraten. Emde (1981) betonte in seinem Übersichtsreferat "Über sich verändernde Modelle der Kindheit und der frühen Entwicklung, die geeignet sind, die Grundlagen [der Psychoanalyse] umzugestalten" die Bedeutung der **sozialen** Wechselseitigkeit, indem er die Forschungsergebnisse folgendermaßen zusammenfasst:

Das Kind ist von Anfang an für soziale Interaktion ausgestattet, und es nimmt am wechselseitigen Austausch mit den Pflegepersonen teil. Wir können die Mitmenschen nicht als statische Triebziele betrachten, und aus diesem Blickwinkel sind Begriffe wie die Objektbeziehung wegen ihres Bedeutungshofes unpassend (S. 218; Übersetzung durch die Autoren).

Schon der Säugling konstruiert seine Erfahrung in aktiver Weise. Bei diesen interaktionellen Prozessen spielen Affekte eine hervorragende Rolle (Emde 1999). Die Libidotheorie deckt diese Prozesse affektiver Wechselseitigkeit nicht ab. Spitz (1976) hatte aufgezeigt, dass Freud das libidinöse Objekt ganz vorwiegend vom Standpunkt des Kindes (und seiner unbewussten Wünsche) aus und nicht vor dem Hintergrund der wechselseitigen Beziehung zwischen Mutter und Kind betrachtet hat. Diese Tradition hat sich jedoch so tief eingegraben, dass selbst Kohut die Selbstobjekte aus der hypothetischen narzisstischen Sicht- und Erlebnisweise des Säuglings abgeleitet hat.

In diesem Zusammenhang ist an die bahnbrechenden Experimente von Harlow (1958, 1962) zu erinnern. Er zog Rhesusaffen mit Surrogatmüttern aus Draht und Frotteestoff auf, also mit unbelebten Objekten. Diese Affen konnten weder spielen noch Sozialbeziehungen entwickeln. Sie unterlagen unkontrollierbaren Ängsten und Ausbrüchen heftiger Erregung, Feindseligkeit und Zerstörungswut. Dabei waren die Drahtäffchen noch gestörter als die Frotteeäffchen. Die erwachsenen Tiere zeigten kein sexuelles Verhalten. Spitz hat diese experimentell erzeugten schweren Fehlentwicklungen der Äffchen auf den Mangel an **Gegenseitigkeit** zwischen Muttersurrogat und Rhesuskind zurückgeführt. Gegenseitigkeit ist für Spitz die Grundlage des Dialogs zwischen Mutter und Kind. Obwohl er noch am Begriff der Objektbeziehung festhält (Spitz 1965; dt. 1973, S. 701 und 710), ist offensichtlich, dass seinen Beschreibungen ein intersubjektives, ein interaktionelles Verständnis zugrunde liegt.

Emde (1981) als Nachfolger von Spitz in Denver kritisierte schon früh die weit verbreitete Voreingenommenheit, dass der Säugling passiv und undifferenziert sei und sein Verhalten durch Triebspannungen und deren Abfuhr reguliert werde. Der Mythos vom Säugling als passivem Organismus, der auf Reize reagiere und primär auf Reizerniedrigung eingestellt sei, ist unhaltbar geworden.

Das Ende der Mythen

Die Implikationen dieser Erkenntnisse sind nach den Zusammenfassungen von Sander (1980) und Peterfreund (1980) so beträchtlich, dass drei Mythen zu Grabe getragen werden müssen:

1. der adultomorphe Mythos (Der Säugling ist so, wie ich bin),

2. der theoretikomorphen Mythos (Der Säugling ist so, wie meine Theorie ihn konstruiert) und
3. der pathomorphe Mythos (Der Säugling fühlt und denkt so wie mein psychotischer Patient).

Da Freud die Triebtheorie einmal als "unsere Mythologie" bezeichnete (1933a, S. 101) und in Mythen tiefe Wahrheiten über den Menschen enthalten sind, löst die Entmythologisierung unter Analytikern eine tiefe Beunruhigung aus. Dass die psychoanalytische Triebtheorie mythologische Elemente bewahrt, liegt nicht zuletzt an dem Bedeutungsgehalt bestimmter Metaphern, die – wie beispielsweise das Konstanzprinzip – die menschliche Ewigkeitssehnsucht, die Liebes- und Todesmystik mit physikalistischen Annahmen verbindet, sodass eine umfassende psychobiologische Erklärung vorgetäuscht wird.

Die Reichweite dieses entwicklungspsychobiologischen Denkens reicht jedoch über die frühe postnatale Phase weit hinaus. Emde (1988a,b) formuliert fünf basale Entwicklungsprinzipien – Aktivität, Selbst-Regulation, soziale Adaptivität, affektives Monitoring und kognitive Assimilation –, deren Relevanz für die Klinik unabweisbar ist:

Es scheint evident, dass diese früh sich zeigende motivationale Aspekte der Entwicklung biologisch vorbereitet sind und während des ganzen Lebens bestehen. Diese entwickeln sich im adaptiven Kontext der Säuglings-Pflegeperson-Beziehung und können als basale Motive der Entwicklung betrachtet werden. Als solche können sie durch empathisches Eingehen aktiviert werden (Emde 2005, S. 123).

Freuds Auffassung, dass das Spannungsabfuhr-Prinzip, das Lust-Unlust-Prinzip das fundierende Moment der frühen Entwicklungsvorgänge darstellt, ist nicht mehr aufrechtzuerhalten. Entwicklungspsychologen betonen heute, dass das Neugeborene mit einer fundamentalen Aktivität ausgestattet ist, die in sich die Tendenz hat, den Organismus zu wachsender psychologischer Komplexität anzuregen. Das Neugeborene kommt mit einem beträchtlichen Repertoire von Verhaltensmöglichkeiten in die Welt, die von der Evolution bereitgestellt wurden, und das ihn für eine interaktive Beziehung mit der pflegenden Umwelt bereit macht. Statt die Entwicklung unter dem Aspekt des Entropiemodells zu sehen, wie es das Triebabfuhr-Modell tat, arbeitet die heutige Entwicklungsbiologie mit der Vorstellung, dass die schon neurobiologisch gesicherte Komplexität, bei einer Zahl von 10^{10} Neuronen mit Tausenden von Querverbindungen, für Unbestimmtheit, Ungewissheit und beschränkte Vorhersagbarkeit von Verhalten sorgt (Spitzer 1996). Ein solcher Grad von Komplexität bürgt für Individualität und sichert zugleich Selbst-Bestimmung. Komplexität wächst im Laufe der Entwicklung, und dem Menschenwesen wird zugesprochen, dass es sich selbst in die es umgebende unbelebte und belebte Welt hinein sozialisiert. Endogen generierte Aktivität stellt damit ein fundamentales Prinzip dar, das an die Stelle der Triebabfuhr-Hypothese getreten ist. Gleichmaßen kritisch müssen Vorstellungen betrachtet werden, die das Kleinkind als Wesen betrachten, das als psychologisches Nichts auf die Welt kommt und durch die elterlichen Sozialisierungspraktiken erst geformt wird.

Vielmehr erkennen wir, dass das Verhalten eines Babys von Anfang an Ordnung und Organisation zeigt, und dass das brodelnde Durcheinander, ..., ein Ausfluss unseres eigenen Denkens und unserer Aufzeichnungstechniken war, aber nicht im Kleinkinde selbst zu suchen ist (Schaffer 1982, S. 50).

Die Entdeckung dieser Komplexität verdanken wir der detaillierten Untersuchung einzelner Verhaltensbereiche, die jeder für sich ihre je eigene Komplexität aufweisen.

Die "Revolution in der Kleinkind-Forschung" (Stern 1985, S. 38) wurde nicht zuletzt durch methodische Innovationen ermöglicht. Das Problem, welche Fragen man stellen könne, wurde durch eine Umkehrung des Vorgehens gelöst. Man fragt heute, welche Reaktionen ein Säugling zeigt, die als Antwort auf die den Forscher interessierenden Fragen verwendet werden können.

Schon das Neugeborene ist bereits so organisiert, dass es sofort eine komplexe Interaktion mit der belebten wie unbelebten Welt aufnehmen kann. Die dieser Interaktion innewohnende Regulation prägt die Muster der Verteilung von Schlaf und Wachsein, der Nahrungsaufnahme und des sozialen Austauschs. Die Etablierung dieser frühen Regulation vollzieht sich vor allem in den ersten zwei Monaten in der Form sich ablösender Phasen von wacher Aufmerksamkeit, ruhiger Wachheit, Erregtheit, Schreien, REM- und Nicht-REM-Schlaf wie auch in der Suche nach Stimuli verschiedenster Art (Greenspan 1991). Mit dem Konzept der Selbst-Regulation als einem basalen Entwicklungsmotiv ist auch das gut belegte Wissen über die Fähigkeit des Organismus verbunden, durch Forderungen oder Störungen verursachte Defizite wieder auszugleichen.

Ein weiteres starkes Motiv der Entwicklungsagenda des Kleinkindes ist die angeborene Bereitschaft zur sozialen Einpassung. Die entwicklungspsychologische Forschung überrascht den Unkundigen mit dem Ausmaß dieser Voreinstellung für eine Teilnahme an sozialer Interaktion. Viele dieser Fähigkeiten sind bereits bei der Geburt verfügbar und schließen z. B. eine Neigung zum Augenkontakt ein oder eine zustandsabhängige Empfänglichkeit für die Aktivierung und Beruhigung durch mütterliches Halten-, Berührt- und Gewiegt-Werden. Auch in der Wahrnehmung von Schallereignissen ist das Baby von vornherein besonders auf menschliche Reize eingestellt.

"Soziale Präadaption" findet sich in einer Vielzahl von kommunikativen Kanälen. Nach Papousek (1981) gründet die soziale Präadaption in einer Fähigkeit, Kontingenzen im Reizangebot zu entdecken und zu meistern, die auf eine biologische Verankerung schließen lässt. Ergänzend zu einer Beschreibung des kindlichen Verhaltens ist jedoch das von Papousek und Papousek als "intuitives Elternverhalten" beschriebene Eingehen der Eltern auf die kindlichen Angebote zu nennen, welches artspezifisch, nicht bewusst und nicht das Produkt individueller Erfahrung zu sein scheint (Papousek u. Papousek 1983). Synchronie des Verhaltens ist das Stichwort, unter dem viele Befunde der Mikro-Interaktion von Mutter und Kind subsumiert werden können.

Das psychoanalytische Lust-Unlust-Prinzip hat seinen spekulativ-ökonomischen Charakter verloren; es wird heute als affektives Monitoring konzipiert. Es stellt ein basales Motivationssystem dar, welches affektive Erfahrungen nach der analogen Qualität von lustvoll oder unlustvoll bewertet (Emde 1981). Säuglinge klassifizieren ihre Welt nicht in zwei Kategorien, sondern abstrahieren täglich eine Fülle von abgestuften lustvoll-unlustvollen Erfahrungen; diese veranlassen sie zur allmählichen Bildung von Schemata im Sinne Piagets, bei denen kognitive Elemente eine nicht minder große Rolle zu spielen scheinen als die emotionale Qualität. Dieses Prinzip leitet sowohl die Handlungen der Mutter als auch die des Kindes. Schon im Alter von drei Monaten lassen sich konsistente Organisationsformen für Emotionen beschreiben, deren drei Dimensionen hedonische Qualität, Aktivierung und internale/externale Orientierung umfassen. Aus der frühen Kohärenz der emotionalen Erfahrungen bildet sich der affektive Kern des Selbstgefühls (Emde 1983), was die große Bedeutung unterstreicht, die der emotionalen Zuwendung der pflegenden Person in der frühen Kindheit zukommt. In diesen Gefühlsaustauschprozessen nimmt die Abstimmung („attunement“) eine spezielle Bedeutung ein; schon von Geburt an sorgt eine Folge von dialogischen Sequenzen in verschiedenen Kommunikationskanälen für diese Abstimmung, bei der der mütterlichen affektdifferenzierenden Antwort eine bedeutsame Rolle zukommt (Fonagy et al. 2002). Dabei geht es um mehr, als es das von der Kohutschen Behandlungstechnik her bekannte Spiegeln (Kohut u. Wolf 1978) meint. Es geht dabei, so Fonagy et al., um eine wirkliche Geburtshelferfunktion für die Entstehung des persönlichen Selbst.

Damit wird eine fundamentale Position der Triebtheorie der klassischen Psychoanalyse aufgegeben, deren Kritik schon lange in den psychoanalytischen Objektbeziehungspsychologien (Balint, Winnicott) vorbereitet war. Die Libidotheorie deckt diese Prozesse affektiver Wechselseitigkeit nicht ab. Freud betrachtete das libidinöse Objekt ganz vorwiegend vom Standpunkt des Kindes (und seiner unbewussten Wünsche) aus und

nicht auf dem Hintergrund der wechselseitigen Beziehung zwischen Mutter und Kind. Diese Tradition hat sich so tief eingegraben, dass Kohut (1973) die Selbstobjekte aus der hypothetischen narzisstischen Sicht- und Erlebnisweise des Säuglings abgeleitet hat. Demgegenüber liegt es aus heutiger Sichtweise nahe, das "innere Objekt" nicht als isolierten Gegenstand zu sehen, sondern als ein Erinnerungsbild, das von einem Handlungskontext eingerahmt ist. Die Objektabbildungen vollziehen sich von Geburt an innerhalb eines qualitativ vielfältigen Handlungskontextes. Durch wiederholte kommunikative Akte entstehen unbewusste Schemata, die eine große Stabilität erreichen können.

Neonatologische Forschung und intersubjektive Psychoanalyse

Diese Ergebnisse der **neonatologischen Forschung reichen noch weiter**. Trevarthen (1977) spricht schon lange von "primärer Intersubjektivität" ("primary intersubjectivity"). Diese Idee hat D. Stern soweit vorangetrieben, dass er von einem intersubjektiven Bedürfnis ("need") spricht, dem er den Status eines psychobiologischen verankerten motivationalen Systems gibt (Stern 2005, S. 82). In klarer Abgrenzung von dem Sexualtrieb und dem Bindungssystem verweist er auf die evolutionäre Funktion einer angeborenen Fähigkeit zur Intersubjektivität, die mit der Entdeckung des Spiegelneuronensystems durch Rizzolati et al. (2001) eine starke neurobiologische Fundierung erhalten hat (Bauer 2005). Primäre Intersubjektivität und Getrenntheit bilden den größten und wichtigsten gemeinsamen Nenner der Ergebnisse der neonatologischen Forschungen und der neueren Erkenntnisse über die therapeutische Dyade.

Wesentlich ist die oben erwähnte These Emdes (2005), dass angeborene biologische Schemata einerseits die Beziehung zwischen Mutter und Säugling als menschliche Interaktion regulieren. Andererseits konstituiert deren spezielle Ausprägung zugleich die Individualität: jeder Säugling und jede Mutter sind für sich allein ebenso einzigartig wie als Dyade. Beide realisieren artspezifische, d. h. allgemeinemenschliche Mechanismen, also biologische Grundmuster, in unverkennbarer persönlicher Einzigartigkeit. Mahlers Begriff der "koenästhetischen Empathie" (Mahler 1971, S. 404; dt. 1975, S. 1078), der sich, der Herkunft der Bezeichnung entsprechend, auf die Allgemeingefühle, auf gemeinsame und tiefe Empfindungen und Wahrnehmungen bezieht, ist aus der Mutter-Kleinkind-Beobachtung entsprungen. In Korrespondenz hierzu geht es in der Therapie um die Ausgewogenheit von Gemeinsamkeiten und Eigenständigkeit, von Ich-Bildung und Wir-Bildung.

Durch die Erforschung des affektiven Austauschs zwischen Mutter und Kind wurde im letzten Jahrzehnt im Einzelnen aufgezeigt, was in der Auffassung Winnicotts enthalten ist, der feststellte:

Der Säugling und die "Mutterpflege" bilden zusammen eine Einheit ... Ich habe einmal gesagt: "Es gibt den Säugling gar nicht" (engl.: The infant and the maternal care together form a unit ... I once said: "There is no such thing as an infant"; Winnicott 1965, S. 39; dt. 1974, S. 50).

Winnicott fügt hinzu, mit diesem Satz meine er natürlich, dass zum Kind die mütterliche Pflege gehöre und dass ohne diese kein Kind existieren könne. Damit hat sich Winnicott von Freuds Annahmen über den primären Narzissmus bzw. über den Übergang vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip distanziert. Er hat auch darauf aufmerksam gemacht, dass Freud selbst Einwendungen gegen seine eigenen Ausführungen vorbrachte:

Es wird mit Recht eingewendet werden, dass eine solche Organisation, die dem Lustprinzip frönt und die Realität der Außenwelt vernachlässigt, sich nicht die kürzeste Zeit am Leben erhalten könnte, so dass sie überhaupt nicht hätte entstehen können. Die Verwendung einer derartigen **Fiktion** rechtfertigt sich aber durch die Bemerkung, dass der Säugling, wenn man nur die **Mutterpflege** [Hervorhebung durch die Autoren] hinzunimmt, ein solches System nahezu realisiert (1911b, S. 232).

Nimmt man die Mutterpflege hinzu, fällt die Fiktion in sich zusammen, und man wird stattdessen von der Mutter-Kind-Einheit im Sinne Winnicotts ausgehen. Innerhalb dieser Einheit sind freilich Mutter und Kind unzweifelhaft voneinander verschieden, auch wenn der Säugling noch nicht in der Lage ist, sich als unabhängige Person abzugrenzen. Die Ich-Autonomie Hartmanns (1939) ist biologisch angelegt, und dies führt innerhalb der Mutter-Kind-Einheit dazu, dass sich auch die Selbstwahrnehmung über die Sinnesorgane im Austausch mit speziellen Fremdwahrnehmungen selektiv vollzieht. Deshalb wird die mütterliche Person von jedem Säugling aus zwei Gründen anders wahrgenommen:

- einmal deshalb, weil sich keine Mutter zu jedem ihrer Kinder genau gleich verhält,
- zum anderen deshalb, weil jedes Kind individuelle Reaktionsbereitschaften mitbringt, die sich innerhalb der Einheit ausbilden.

Wäre es anders, könnte Winnicott (1965) nicht neben der Betonung der Einheit von Kind und Mutter auch vom wahren und falschen Selbst sprechen. Denn das **wahre** Selbst bezieht sich auf das Grundgefühl, eigene Möglichkeiten verwirklichen und sich aus den Einengungen befreien zu können, die aus dem Einfluss von außen entstanden sind und im **falschen** Selbst ihren Niederschlag gefunden haben (Altmeyer 2005).

Box Start

Kritische Diskussionen

Im Gegensatz zu psychoanalytisch inspirierten Säuglingsforschern, wie Cramer, Emde, Fonagy, Greenspan, Osofsky, Stern, deren Beobachtungen u. E. große Bedeutung für psychoanalytische Rekonstruktionen und auch für die Behandlungstechnik haben, hat P. Wolff (1996) deren Bedeutungslosigkeit für die Psychoanalyse behauptet. Dieser unverständlichen Position liegt eine eingeschränkte Definition von Psychoanalyse zugrunde. Wolff schränkt Psychoanalyse auf die freien Assoziationen des Patienten und die Gleichschwebende Aufmerksamkeit des Analytikers zur Entdeckung „unbewusster Ideen, verborgener Motive und Verdrängung“ ein (1996, S. 370). Weder werden die Zuverlässigkeit der Erfassung des Fremdpsychischen, insbesondere der unbewussten Anteile, noch die therapeutischen Zielsetzungen von ihm thematisiert. Zutreffend ist u. E. nur, dass wesentliche praktische und wissenschaftliche Fragen weder von der Säuglingsbeobachtung noch von der Ethologie, weder von der Neurophysiologie und noch viel weniger von der Molekularbiologie gelöst werden können, auf welche die Psychoanalyse angewiesen ist. Wolff konnte seine Position in einer ausführlichen Diskussion mit namhaften psychoanalytischen Kleinkindforschern (z. B. Fonagy 1996; Osofsky 1996) auch nicht aufrechterhalten. Alle genetischen Interpretationen beruhen auf Rekonstruktionen der Kindheit. Diese beziehen sich auf Annahmen über frühkindliche Erfahrungen, mit denen sich die psychoanalytisch inspirierte Säuglingsforschung direkt befasst.

Es geht hier um die generelle Frage, ob die empirischen Entwicklungspsychologien eine Rahmenkonzeption für die klinische Theorie der Psychoanalyse bilden. Insgesamt hält Green (2000) den Säuglingsforschern in seiner Kontroverse mit Stern (2000) vor, dass sie (wie einst Heinz Hartmann) die Illusion haben, eine vernünftige, d. h. wissenschaftliche psychoanalytische Theorie aufbauen zu können. Beispielsweise konstatiert Green in der Auseinandersetzung mit Stern eine prinzipielle Gleichwertigkeit aller Theorien. Gegen diese Auffassung spricht nichts, solange keine Anforderungen an einen empirischen Gehalt gestellt werden, der auf Beobachtung angewiesen ist.

Auch die aktuelle Neuauflage dieser Kontroverse zwischen Green (2005) und Wallerstein (2005a,b) führt nicht weiter. Wir sind entschieden der Auffassung, dass es sich die konstruierten Säuglinge aller psychoanalytischen Schulen gefallen lassen müssen, mit den Kleinkindern aus der Perspektive psychoanalytisch inspirierter Entwicklungspsychologen verglichen zu werden. Mit dieser Position stehen wir in unüberbrückbarem Gegensatz zu Green (2004) als Exponent eines autokratisch psychoanalytischen Denkens, der dieses von

jeder Form empirischer Untersuchung unabhängig macht. Er beruft sich auf Wolff und erwähnt mit keinem Wort, dass dessen Position widerlegt wurde.

Green ist Repräsentant einer beobachtungsfreien Psychoanalyse.

Seine Argumentationsstrategie besteht im Wesentlichen darin, sein idiosynkratisches Verständnis von Psychoanalyse zum einzig richtigen zu erklären (Poscheschnik 2005).

Nach ihm gibt es keine „Wissenschaft der Psychoanalyse“, sondern nur „psychoanalytisches Denken“. Diese Auffassung jedoch kommt ohne die „Qualität der Bewusstheit“ nicht aus:

Sie bleibt das einzige Licht, das uns im Dunkel des Seelenlebens leuchtet und leitet. Infolge der besonderen Natur unserer Erkenntnis wird unsere wissenschaftliche Arbeit in der Psychologie darin bestehen, unbewusste Vorgänge in bewusste zu übersetzen, solcher Art die Lücken in der bewussten Wahrnehmung auszufüllen (Freud 1940a, S. 147).

Die Gleichschwebende Aufmerksamkeit charakterisiert ja nur einen Teil des Denkens, bevor es sich in irgendeiner Weise durch die Annahme von Zusammenhängen in den freien Assoziationen bewährt hat (► Kap. 3 und 7). Wir halten eine beobachtungsfreie Psychoanalyse für eine absurde Konzeption, die eine Wiederentdeckung des Spiegelstadiums von Freuds Beobachtung seines Enkels beim Fort-da-Spiel durch Lacan unmöglich gemacht hätte. Die Gegensätze gehen weit über die Bedeutung der Beobachtung hinaus. Green ist eine der wortgewaltigen Galionsfiguren einer großen Gruppe von Psychoanalytikern, die ohne die Qualität der Bewusstheit auszukommen glauben und sich einen direkten Zugang zum Unbewussten zuschreiben.

Box Stop

Auswirkungen auf die klinische Psychoanalyse

Die neueren Theorien über die kindliche Entwicklung haben inzwischen neben der Integration interdisziplinärer Kommunikations- und Handlungstheorien erhebliche Auswirkungen auf die klinische Psychoanalyse gehabt. Aufgrund der Erfahrungen, die in der entwicklungspsychologischen Mutter-Säuglings-Interaktionsforschung gemacht wurden (Stern et al. 1998), werden nun auch kleinste Aktivitätseinheiten in therapeutischen Prozessen untersucht. Jenseits des expliziten Wissens wird therapeutische Veränderung im impliziten Bereich lokalisiert, das „aus interaktionalen, subjektiven Prozessen zwischen Analytiker und Patient resultiert“ (Boston Process Change Study Group 2004, S. 936). „Nicht-Deutende Mikro-Mechanismen“ erhalten eine Wertschätzung (► Abschn. 2.5), die im Bereich der Affektforschung schon lange bestätigt wurde (Krause 1997, 1998). Der Durchbruch dieser neuen Perspektive ist mit der Monographie von Daniel Stern (1985) verknüpft. Fonagy (2005) nennt dieses Werk einen „milestone in psychoanalytic theorization“ (S. 139), das nach der deutschen Übersetzung von 1992 zur breit rezipierten Verbindung von Säuglingsforschung und Psychoanalyse führte (Kächele et al. 1999a). Der kompetente Säugling“ wurde populär (Dornes 1993). Es darf erwartet werden, dass auch das viele Forschungsstränge zusammenfassende Werk der Londoner Gruppe zur Bedeutung der „Affektregulierung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst“ (Fonagy et al. 2002) eine große Wirkung auf die grundlegende Theoriebildung ausüben wird.

Bindungstheorie und -forschung

Bowlbys Beitrag zur grundlegenden Veränderung der psychoanalytisch relevanten Grundlagen, die er in seiner Trilogie (1969, 1973, 1980) darstellte, wurde zunächst von Anna Freud (1960) heftig als unpsychoanalytisch zurückgewiesen; erst später wurde ihre klinische Bedeutung wieder entdeckt (Strauss et al. 2002). Die Bindungstheorie, die Bowlby ursprünglich für therapeutisches Handeln formuliert hatte, wie er in seinem letzten Buch schreibt (Bowlby 1988), bezieht sich auf die biologischen und sozialen Bedürfnisse des

Menschen nach Nähe und Regulation zu vertrauten Bindungspersonen. Sie gibt dem Schutz- und Fürsorgebedürfnis des jungen Menschen und seinem Bedürfnis nach Rückversicherung und Erreichbarkeit während starker Belastungen eine hohe Priorität. Der Umgang mit den Gefühlen Angst, Ärger und Trauer ist ein zentrales Thema der Bindungstheorie und -forschung und ein Kennzeichen für den Grad seelischer Gesundheit. Die Bindungstheorie geht davon aus, dass auf der Basis der (realen) Erfahrungen mit Bindungsfiguren interne Arbeitsmodelle oder Bindungsrepräsentationen entstehen, und dass diese als Variationen unterschiedlicher Versuche des Kindes (und des Erwachsenen) zu verstehen sind, sich sicher zu fühlen.

Die Gründe dafür liegen, wie Target (2005) zusammenfasste, in der evolutionsbiologischen Perspektive der Bindungstheorie, in ihrem reduktiven Ansatz, der nur ein einziges motivationales System „Sicherheit und Erkundung“ kennt, sowie dem Ausschluss eines dynamisch Unbewussten. Besonders wurde der frühen Bindungsforschung angekreidet, dass sie spätere psychosexuelle Entwicklungsphasen nicht berücksichtigte (S. 162). Vieles dieser frühen Kritik war berechtigt und ist durch die neuere „Klinische Bindungsforschung“ (Strauss et al. 2002) korrigiert worden.

Lotte Köhler kommt in der Bundesrepublik Deutschland das Verdienst zu, die klinische Relevanz des "Adult Attachment Interviews" für das psychoanalytische Verstehen betont zu haben (Köhler 1988, 1992); eine ähnliche Position hinsichtlich der Fruchtbarkeit bindungsinformiertem psychoanalytischen Handelns vertritt in den USA Arietta Slade (1999, 2000). Exemplarische Diskurse, die auch Grenzen dieses „new look in psychoanalysis“ thematisieren, helfen die Relevanz einer klinisch gewendeten Bindungstheorie weiter zu spezifizieren (Buchheim u. Kächele 2002). Die Psychoanalyse steuert in allen Bereichen Erkenntnisse über die unbewussten Dimensionen menschlichen Verhaltens bei, wie Fonagy (2003a) in seiner vergleichenden, Psychoanalyse und Bindungstheorie aufeinander beziehende Monographie aufzeigt. Das erheblich gewachsene Verständnis für geistige Prozesse im frühen Kindesalter und seine Bedeutung für die Entwicklung des Selbst bereichert das klinische Vorgehen besonders bei traumatisierten Patienten (Fonagy 1999b). Umgekehrt steht eine psychoanalytische Rezeption selbst auch genetischer Aspekte für das Verständnis seelischer Prozesse an, wie Fonagy (2003b) vorwärts blickend anmahnt.

Neurobiologie der Bindung

In einer neueren Übersicht von Fonagy (2004) werden die oben erwähnten Bindungskonzepte um die neurowissenschaftliche Dimension erweitert. Die Bindungstheorie als primär humanbiologische Theorie definiert Bindung als angeborenen Instinkt, um das Überleben des Säuglings zu sichern. Das sich in späteren Lebensphasen daraus herausbildende sog. „affiliative“ System umfasst Freundschaftsbeziehungen, romantische Liebe und auch die therapeutische Beziehung. Neurowissenschaftliche Befunde mittels der funktionellen Kernspintomographie (fMRT) (Nitschke et al. 2000; Bartels u. Zeki 2004) weisen nach, dass bei entsprechender Stimulierung mittels Bildmaterial (Fotos von eigenen versus unbekannten Babies, Fotos des geliebten Partners vs. guten Freundes) im Scanner sowohl mütterliche Liebe als auch romantische Liebe als Bereiche des Bindungssystems mit Deaktivierungen bzw. Unterdrückung von spezifischen Gehirnarealen (u. a. mittlerer präfrontaler, inferior parietaler und mittlerer temporaler Kortex) assoziiert werden, die für die Beurteilung von sozialen Situationen verantwortlich gemacht werden. Sie schlussfolgern, dass „Liebe blind macht“, also Bindung neuronal einen Belohnungsmechanismus in Gang setzt, der soziale Distanz verhindert und kritisches soziales Urteilsvermögen sowie negative Emotionen unterdrückt. Was bedeutet dies für die therapeutische Beziehung? Nach Fonagy (2004) werden in der therapeutischen Dyade zwei sich gegenseitig hemmende Systeme stimuliert:

- einerseits aktiviert die therapeutische Beziehung das Bindungssystem;
- andererseits aktiviert die therapeutische Beziehung Systeme, die mit negativen Gefühlen, sozialem Urteilsvermögen und Mentalisierung in Zusammenhang stehen.

Durch die therapeutische Beziehung wird also das Bindungssystem aktiviert und die soziale Distanz zum Therapeuten verringert. Das Bedürfnis des Patienten, die Person des Therapeuten kritisch zu betrachten, wird vermindert („Übertragungsliebe ist blind“). Die vom Patienten in die Beziehung mitgebrachten, alten dominanten interpersonellen Einstellungen werden reduziert. Diese Mischung aus Altem und Neuem erlaubt einen Neubeginn im umfassenden Sinn des Wortes. Das gemeinsame Nachdenken über diese negativen bindungsrelevanten Gefühle und Überzeugungen kann dazu führen, dass die Hemmungen aufgehoben werden und neuer Raum zum Überdenken und Re-Konfigurieren im Kontext eines intersubjektiven Beziehungsnetzwerkes geschaffen wird.

Bedeutung für die Theorie der Behandlungstechnik

Die empirischen Befunde der Mutter-Kind-Interaktionsforschung sind geeignet, eine Polarisierung zu überbrücken, die sich in den letzten Jahrzehnten in der Theorie der psychoanalytischen Behandlungstechnik zwischen den konservativen Strukturtheoretikern und den Objektbeziehungstheoretikern gebildet hat. Auch in Balints Zweipersonenpsychologie (1966) kann nicht darüber hinweggesehen werden, dass man es jeweils mit einem unverwechselbaren und einzigartigen Patienten zu tun hat. Die Aufgabe der therapeutischen Dyade als Einheit zweier voneinander ebenso abhängiger wie auch unabhängiger Personen besteht darin, den Patienten die größtmögliche Autonomie zu ermöglichen.

Die Einpersonenpsychologie ist nach dem naturwissenschaftlichen Modell konstruiert worden, und sie ist der Psychoanalyse weder therapeutisch noch wissenschaftlich angemessen. Insofern stimmen wir Balint zu, wenn er die Theorie der psychoanalytischen Technik und auch die psychoanalytische Entwicklungstheorie wegen ihrer Überbetonung intrapsychischer Prozesse kritisiert. Nichtsdestoweniger hat der Psychoanalytiker die Aufgabe, die bestmöglichen Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass sich der Patient von innen heraus verändern kann - und nicht umgekehrt. Deshalb muss eine Seite der Einpersonenpsychologie hervorgehoben werden, der die Psychoanalyse auch nach der Kritik verpflichtet ist: Das Ideal der Aufklärung ist am einzelnen orientiert, wenn auch die Selbsterkenntnis, die unbewusste Persönlichkeitsanteile einschließt, an die Zweipersonenpsychologie gebunden ist.

Psychoanalytische Säuglingskonstruktionen – Pluralismus in der Krippe

Die durch die neonatologische Forschung nahe gelegte Remodellierung des psychoanalytischen Kleinkinds hat erhebliche Konsequenzen für die Behandlungstechnik (Stern 1985 dt.1992; Emde 2005; Greenspan & Shanker 2005). Denn die Deutungen und v. a. die Rekonstruktionen der frühen Kindheit orientieren sich an der einen oder anderen psychoanalytischen Entwicklungstheorie. Deshalb haben wir oben kurz vom **psychoanalytischen Kleinkind** oder vom **psychoanalytischen Säugling** als theoretische Konzeption, als Modell, gesprochen. Die Remodellierung des psychoanalytischen Kleinkinds, das in vielen mehr oder weniger prägnanten Abbildern existiert, steht erst am Anfang.

Bei diesen Abbildern handelt es sich um Konstruktionen, die von kreativen Vätern und Müttern wie Freud, Abraham, Klein, Ferenczi und A. und M. Balint, Winnicott, Mahler und Kohut geschaffen wurden. Dass sich die verschiedenen psychoanalytischen Babys wesentlich voneinander unterscheiden, weiß jedermann. Die Modellbauer müssen es sich gefallen lassen, dass ihre Schöpfungen miteinander verglichen werden. Darüber hinaus vertreten wir die Auffassung, dass Rekonstruktionen der Entstehung mit neurobiologischen und entwicklungspsychologischen verträglich sein müssen. Anders gesagt: Retrodiktionen des Kleinkinderlebens müssen mit den Befunden der neonatologischen Forschung kompatibel sein. Hierbei besteht durchaus ein Spielraum für eine phantasievolle Ausgestaltung des frühen Erlebens, wie dies exemplarisch Stern im „Tagebuch eines Babys“ (1990) getan hat.

Der tragische Mensch Kohuts liegt in der Krippe als ein Säugling, dessen angeborener Narzissmus von der Umgebung (den sog. Selbstobjekten) nur unvollkommen zurückgespiegelt wird. Hier wiederholt sich das Lust-Unlust-Prinzip Freuds, bei dem auch erst die Versagung die Entwicklung befördert. Freuds Narzissmustheorie hat bei der Taufe Pate gestanden und macht die Tragik nahezu unvermeidlich. Doch ist diese in ein vergleichsweise mildes Licht getaucht: das Böse ist keine primäre Kraft, und ödipale Schuldgefühle sind in Kohuts Theorie vermeidbar, wenn sich die frühe Tragik in Grenzen gehalten und sich das narzisstische Selbst im Spiegel der Liebe gefunden hat (Kohut 1984, S. 13). Der schuldige, der ödipale Mensch Freuds mit seinen innerseelischen Konflikten ist in Kohuts Theorie das Produkt einer frühkindlichen narzisstischen Störung. Läge diese nicht vor, wären die ödipalen Konflikte der Drei- bis Fünfjährigen vorwiegend lustvolle Durchgangsphasen, die keine nennenswerten Schuldgefühle hinterlassen würden, wenn sich vorher ein gesundes Selbst entwickelt hätte. Kohuts Theorie eröffnet dem Menschen eine nicht durch ödipale Konflikte belastete Zukunft. Bei guter Empathie der Selbstobjekte hält sich auch die menschliche Tragik in Grenzen, so dürfen wir Kohuts Spätschriften entnehmen.

Ganz anders hat Klein (1948, 1957) ihren psychoanalytischen Säugling an die mütterliche Brust gelegt. Freuds Todestrieb stand Pate und sorgte für eine Bösartigkeit, deren frühe Manifestationen ihresgleichen suchen und die von beiden Seiten nur so ausgehalten werden kann, dass die Welt aufgespalten wird in eine gute und in eine böse Brust. Das weitere Leben ist deshalb wahrhaftig tragisch. Diese Tragik ist nicht von der milden Art Kohuts, die zu selbstironischem Humor führen kann. Kleins erwachsener Mensch ist als Sisyphus geboren worden, und seine Tragik besteht darin, dass seine Versuche der Wiedergutmachung der imaginären Schäden, die durch Hass und Neid verursacht wurden, eher zum Scheitern als zum Gelingen verurteilt sind. Lebenslänglich bleiben die Prozesse der projektiven und introjektiven Identifikation sowie ihre Inhalte die basalen Träger zwischenmenschlicher Prozesse im Zusammenleben von Familien und zwischen Gruppen und Völkern.

Indem wir unsere Beschreibung auf die wesentlichen Merkmale von zwei einflussreichen psychoanalytischen Säuglingskonstruktionen beschränkt haben, werden Unterschiede und Gegensätze besonders hervorgehoben. Darin lag unsere Absicht. Denn es geht uns im Augenblick nicht darum, einem pragmatischen Eklektizismus das Wort zu reden und die Empfehlung auszusprechen, allen psychoanalytischen Theorien über die frühe Kindheit die jeweils plausibelsten Bestandteile zu entnehmen und diese mit Stücken aus der allgemeinen Entwicklungspsychologie oder aus der Theorie Piagets zu amalgamieren. Wir glauben nämlich, dass es erst dann zu einem fruchtbaren Eklektizismus innerhalb der Psychoanalyse wie auch der neonatologischen Interaktionsforschung kommen kann, wenn wir den Blick auch auf die vernachlässigten Seiten der jeweiligen Konstruktion richten. Ist es doch beunruhigend, dass mit der gleichen empathisch-introspektiven Methode – Kohut betont in diesem Punkt seine Nähe zu Klein – ganz verschiedene Rekonstruktionen der frühen Kindheit zustande kommen.

Nun könnte es ja sein, dass sich widersprechende Rekonstruktionen auf die Therapie unterschiedlicher Krankheitsbilder zurückgehen. Die zugänglichen Veröffentlichungen unterstützen diese Vermutung nicht. Eine solche wird übrigens von den Vätern und Müttern typischer psychoanalytischer Säuglinge selten erwogen. Früher oder später wird die theoretikomorphe Schöpfung zum uniformen Erklärungsmuster der tiefsten Schichten aller seelischen Störungen: Selbstdefekte aufgrund gescheiterten Spiegels und die schizoid-paranoide wie auch die depressive Position auf dem Boden angeborener Destruktivität scheinen die Wurzel allen Übels zu sein.

Es ist die Triebmythologie, die den Säuglingen und Kleinkindern der jeweiligen psychoanalytischen Familie den besonderen narzisstischen (bei Kohut) oder destruktiven (bei Klein) Geist einhaucht. Deshalb haben wir bei der Beschreibung des Kohutschen Kleinkinds auf die Narzissmustheorie hingewiesen, und bei der Bösartigkeit des Kleinianischen Babys war die Todestriebhypothese zu erwähnen. Entzieht man den jeweiligen Konstruktionen ihren triebmythologischen Untergrund, verlieren die psychoanalytischen Babys keineswegs ihre Vitalität und die vis a tergo, durch die sie angetrieben werden.

Deshalb berufen wir uns mit Freud (1923a, S. 230) auf Schillers Verse aus dem Gedicht *Die Weltweisen*:

Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie [die Natur] das Getriebe durch Hunger und durch Liebe.